

zur debatte

Sonderheft zur Ausgabe 3/2017

Reise nach Italien 1715 / 16

Der „Giro d'Italia“ von Kurprinz Karl Albrecht im politisch-kulturellen Kontext



Am 3. Dezember 1715 brach Karl Albrecht, Sohn des bayerischen Kurfürsten Max II. Emanuel und nachmaliger Kaiser Karl VII., zu einer Reise nach Italien auf. Sein Reiseweg führte über Salzburg und Innsbruck, über Venedig und Loreto nach Rom, wo Papstaudienzen, Besuche bei Kardinälen und Begegnungen mit dem jeweiligen Stadtadel als Höhepunkte der Reise in den Süden auf dem Programm des Wittelsbachers standen.

Das Unternehmen des Kurprinzen Karl Albrecht zeigt beispielhaft, welchen Stellenwert in der Erziehung deutscher Adelliger die Reise nach Italien in der Frühen Neuzeit hatte. Sie sollte erworbenes Wissen lebendig zur Schau stellen, adelige Manieren verfeinern sowie politische Beziehungen stärken und mitunter auch neu knüpfen. Und natürlich gehörte auch die Besichtigung bedeutender Stätten der Kunst und Kultur dazu. Im Falle der Italienreise Karl Albrechts wurde zu Ehren des hohen Besuchs aus Bayern zudem eine Fülle an Musik gespielt, die ihm teilweise sogar gewidmet war.

Das sechste Karl Graf Sprei Symposium in der Katholischen Akademie Bayern war dieser beispielhaften Italienreise des bayerischen Kurprinzen gewidmet. Vom 30. Juni bis 2. Juli 2016 kamen Historiker und Kulturschaffende in die Katholische Akademie Bayern, um verschiedene Aspekte der fürstlichen Reise in den Süden in den Blick zu nehmen. Die Beiträge der Referenten finden Sie in diesem Sonderheft unserer Zeitschrift „zur debatte“.

Über diese – es war seine erste – Reise des Kurprinzen Karl Albrecht durch Italien sind vier Aufzeichnungen erhalten, die als Tagebücher verstanden werden können. Version A bietet die genauesten Ablaufbeschreibungen. Die Varianten B und C stammen von Reisebegleitern des jungen Wittelsbachers. Version D scheint für den privaten Gebrauch des Prinzen gedacht gewesen zu sein. Urheber der Zeichnungen in den Tagebüchern, die wir in diesem Sonderheft als Schmuck abdrucken, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der Reisebegleiter Karl Albrechts und Ingenieur Franz Peter Flussing. Nach der Reise wurde er für einige Jahre Sekretär bei Karl Albrechts Tante, der verwitweten Erbgroßherzogin der Toskana, die 1717 Gouverneurin in Siena wurde. Später – vermutlich 1727 – kehrte er nach München zurück. Das Bayerische Nationalmuseum hat uns die Abbildungen zur Veröffentlichung überlassen.

Aus dem Jahr 1723 stammt dieses Porträt von Kurprinz Karl Albrecht von Bayern. Gemalt wurde es von Pierre Goudreaux und ist im Besitz der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen.

Foto: akg-images

Prinzenreise als Karrierestrategie kurfürstlicher und fürstlicher Häuser an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert

Eva Bender

I. Rahmenbedingungen für die Prinzenreise an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert

Die Prinzenreise stellte als hochadlige Sonderform der Kavaliertour in der Frühen Neuzeit den Abschluss der heimischen Erziehung dar, bei dem das bereits Erlernte perfektioniert und praktiziert werden sollte. Hier wird es jedoch weniger um den Aspekt der Prinzenreise gehen, der in den Kontext der Bildungsgeschichte gehört, auch wenn dieser an sich nicht aus der inhaltlichen Gestaltung dieser Reiseform zu lösen ist.

Seit der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356 mit ihrem 31. Kapitel bestand eine erste reichsgesetzliche Ausbildungsvorschrift für die Söhne der Kurfürsten. Diese umschloss auch Reisen, die hier vor allem zum Erwerb der Sprachen Latein, Italienisch und Tschechisch sowie der besseren Qualifikation im höfischen Umgang und somit für künftige Kontakte gedacht waren. Von da an durchliefen die Reisen eine deutliche Genese, bis sie Prinzenreise und Kavaliertour wurden. Diese waren seit dem 16. Jahrhundert unterschiedlichen Konjunkturen unterworfen. Gemeinhin gilt das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts bis etwa 1720 als zweite große Hochphase dieser Reiseform, nachdem bereits eine erste in der Mitte des 16. Jahrhunderts stattfand. Die Bedeutung von Reisen für die Ausbildung des Adels wurde wiederholt in den entsprechenden, erziehungstheoretischen Schriften angesprochen. In den als „Fürstenspiegel“ bezeichneten Anleitungen und Idealvorstellungen der Fürstenerziehung spielten Reisen seit der „Institutio Principis Christiani“ von Erasmus von Rotterdam von 1515 eine nicht immer angesprochene, aber stets wiederkehrende Komponente. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts entwickelte sich dies in zwei Richtungen. Während Veit Ludwig von Seckendorff in seinem kameralistischen Regelwerk „Der Teutsche Fürsten-Stat“ von 1655 ein am heimischen Hof absolviertes Regierungs-Volontariat in der Bedeutung für die Qualifikation eines später regierenden Fürsten mit der Prinzenreise gleichsetzte, formulierte Sigmund von Birken in seinem „Brandenburgischen Ulysses“ von 1669 die Notwendigkeit einer entsprechenden Reise in einer kaum zu übertreffenden Devise mit „Mobiliora, Nobiliora! – Je beweglicher – desto edler!“.

Eine wesentliche, dem adligen Selbstverständnis inhärente Vorstellung ist die Idee des Exklusiven. Dies bedeutet, dass Adlige stets danach strebten, sich gegenüber anderen, vor allem aber auch gegenüber den Standesgenossen abzuheben – sei es durch herrschaftliche, militärische und politische Vorrangstellung, oder sei es durch tugendliche, kulturelle oder religiöse Überlegenheit. Dieses Streben nach einer führenden Stellung in den unterschiedlichen Bereichen ist für die folgenden Überlegungen wesentliche Triebfeder.

Mit dem Westfälischen Frieden von 1648 und den Bestimmungen des Artikels VIII, § 2, 2 IPO war den Reichsständen das „ius territoriale“ und ein Bündnisrecht untereinander und mit Externen bestätigt worden, allerdings unter der Voraussetzung, dass sich eine Allianz



Dr. Eva Bender, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Seminar für Neuere Geschichte, Universität Marburg

nicht gegen Kaiser und Reich richten durfte. Die Reichsstände galten somit auf europäischer Ebene nicht als unmittelbare Untertanen des Kaisers, aber auch nicht als Souveräne. Aufgrund dieser besonderen rechtlichen Stellung der Reichsstände gewann die Prinzenreise des ausgehenden 17. Jahrhunderts eine wichtige Funktion: Die deutschen Prinzen, die als Vertreter ihres fast souveränen Fürstentums auf Reisen waren, sollten über die Kontakte mit Souveränen außerhalb des Reiches einer bestimmten, von den Reichsständen beanspruchten Position in der europäischen Adels-hierarchie Ausdruck verleihen.

Im Vordergrund stand dabei vor allem die Bemühung, ein entsprechendes Zusammentreffen mit dem französischen König als den wichtigsten und vom Reich aus gesehen nächsten Monarchen des kontinentalen Europas zu erwirken. Konnte eine Begegnung mit dem französischen König nicht stattfinden, mussten aufgrund des eben dargelegten Verständnisses andere Souveräne aufgesucht werden. Durch ein Zusammentreffen mit skandinavischen Königen oder den Souveränen der italienischen Halbinsel, wie etwa dem Papst, war es ebenfalls möglich, die für das eigene Territorium und die Dynastie beanspruchte Souveränität zu reklamieren. Vordergründiges Ziel der Prinzenreise war die Ausbildung des Prinzen in Studien und Exerzitien, kombiniert mit dem Erwerb von Fremderfahrung durch die Reise zum eigenen Nutzen und dem des Territoriums. Entscheidender Gradmesser war dabei die den Prinzen entgegengebrachte Ehre, die genau an den heimischen Hof kommuniziert wurde, während Lernerfolge der studierenden Prinzen als unabdingbarer Reisezweck stillschweigend vorausgesetzt wurden.

Ende des 17. Jahrhunderts, in einer Zeit des sich noch nicht endgültig ausgebildeten Staatensystems, die Heinz Duchhardt als „spannende Übergangsphase“ bezeichnet hat, bot sich den Reichsständen die Gelegenheit, in den politischen Konstellationen der ludowi-

zianischen Kriege Position zu beziehen und sich gegenüber dem Kaiser als eigenständig zu behaupten. Als Beleg dient hier die Teilnehmerliste, die diejenigen Fürsten, aber auch Prinzen erwähnt, die 1691 an dem frühen Kongress zur Beilegung des Neunjährigen Krieges zwischen 1689 und 1698 in Den Haag anwesend waren. Die hier aufgelisteten Fürsten und Prinzen hielten sich zumeist inkognito in den Vereinigten Niederlanden auf. Die Prinzen waren jedoch vornehmlich zur Vervollkommnung der heimischen Studien und Exerzitien vor Ort und sammelten durch die zufällig dort stattfindende Tagung zusätzliche Erfahrungen im standesgemäßen Umgang bei Visiten und Divertissements, aber auch im Umgang mit anderen Fürsten, Prinzen und Adligen. Dabei konnte das aktuelle Zeitgeschehen sich auf eine ursprünglich geplante Reiseroute auswirken: Kriegszüge und Schlachten beeinflussten die Reisewege auf zweierlei Arten: Zum einen wurden gefährliche Schauplätze gemieden, auf der anderen Seite boten versammelte Heere, Belagerungen und Schlachten den jungen Adligen die Möglichkeit, als junger Volontär erste Erfahrungen im militärischen Bereich zu sammeln, zumal die Beschäftigung als Militär vor allem für nachgeborene Söhne ein standesgemäßes Betätigungsfeld darstellte.

II. Prinzenreise als Karrierestrategie kurfürstlicher Häuser

Die Kurfürsten konnten innerhalb der Reichshierarchie nicht mehr aufsteigen, außer sie wurden zum König beziehungsweise Kaiser gewählt. Der gewählte deutsche König war ab 1508 faktisch zum Kaiser bestimmt. Zu dieser Zeit dominierte bis 1742 die Habsburger Dynastie das Amt des Kaisers, sodass sie einen erheblichen Einfluss auf die Politik der deutschen Fürsten und Kurfürsten ausübte. Bezeichnend ist hierbei, dass die Habsburger gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Prinzenreise nicht als Element ihrer Fürstenerziehung nutzten. Weder der lang regierende Leopold I. (1656–1705) noch seine Nachfolger Joseph I. (1678–1711) und Karl VI. (1685–1740) reisten während ihrer Prinzenzeit unter Erziehungsaspekten ins Ausland. Dies lag in der Hauspolitik und den Bildungsidealen der Habsburger begründet. Sie führten seit Generationen keine Prinzenreise mehr durch, da der zeremonielle Aufwand selbst eines inkognito reisenden Angehörigen des Hauses Habsburg zu groß war. Darüber hinaus sollten die während einer Reise eventuellen Gefahren für den Reisenden vermieden werden. Im Fall des späteren Josephs I. kam hinzu, dass er bereits 1690 im Alter von zwölf Jahren zum deutschen König gewählt wurde und eine wie auch immer anschließend durchgeführte Prinzenreise zu erheblichem zeremoniellen Aufwand und politischen Implikationen geführt hätte.

Anders sah dies bei den Kurfürsten des ausgehenden 17. Jahrhunderts aus. Diese entwickelten unterschiedliche Strategien, ihren Aufstieg innerhalb der europäischen Adels-hierarchie voranzutreiben. Bei einigen spielte dabei die Prinzenreise ihrer männlichen Sprösslinge eine erhebliche Rolle. Auf die Bedeutung der bayerischen Prinzenreisen soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Als kurzer Hinweis sei jedoch die Bemerkung gestattet, dass auch der Vater von Karl Albrecht, Maximilian II. Emanuel von Bayern (1662–1726), eindeutige Ziele mit den Prinzenreisen seiner Söhne verband. Der spätere Kurfürst von Köln etwa, Clemens August von Bayern (1700–1761), für den frühzeitig eine geistliche Laufbahn vorgesehen war, hielt sich im Alter von 17 Jahren mit seinem ebenfalls für geistliche Ämter vorgesehenen Bruder Philipp Moritz für

gut zwei Jahre in Rom zu geistlichen Studien auf, was deutlich unter dem Aspekt einer Karriere fördernden Strategie zu bewerten ist. Andere Kurhäuser nutzten zu diesem Zeitpunkt andere politische Taktiken, bei denen eine Prinzenreise aber auch eine untergeordnete Rolle spielen konnte. Hier ist das Haus Brandenburg ein geeignetes Beispiel. Während der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1620–1688) sich in seiner Jugend vier Jahre in den Vereinigten Niederlanden zur Perfektionierung seiner Studien aufhielt, wurden seine Söhne aus der ersten Ehe am heimischen Hof erzogen und nicht auf Reisen geschickt. Sein Nachfolger Karl Emil starb nach einem Militärvolontariat im Alter von 20 Jahren, der nächstfolgende Bruder Friedrich, der später

Der gewählte deutsche König war ab 1508 faktisch zum Kaiser bestimmt.

König in Preußen wurde, erhielt in Köpenick eine Nebenresidenz und absolvierte ebenfalls, möglicherweise bedingt durch seine körperliche Schwäche, keine Prinzenreise. Die Söhne aus der zweiten Ehe des Großen Kurfürsten hingegen reisten, soweit dies bekannt ist, durchaus. Dies bedeutet jedoch nicht, dass im Haus Brandenburg die Prinzenreise nicht zur Demonstration einer kulturell fundierten Politik führen konnte. Die eingangs erwähnte Beschreibung der Reise des Christian Ernst von Brandenburg-Bayreuth (1644–1712) in den Jahren 1659 bis 1661, der „Brandenburgische Ulysses“, diente vor allem dazu, die auf Reisen zu erwerbende Weisheit und die durch ihren Erwerb gesteigerte Ehre auch auf das Gesamtthaus Brandenburg zu übertragen. Unter Kurfürst Friedrich III./I. (1657–1713), der den Aufstieg zum König nicht nur vehement verfolgte, sondern auch erreichte, wird die Ausstrahlung auf das Gesamtthaus auch an seinen Handlungen gegenüber den unter seiner Vormundschaft stehenden Prinzen Christian Albrecht (1675–1692) und Georg Friedrich (1678–1703) von Brandenburg-Ansbach zu Beginn der 1690er Jahre deutlich. Zwar teilte sich Friedrich die Aufgabe des Vormundes mit dem Onkel der Prinzen, Friedrich VII. Magnus von Baden-Durlach und versah die Aufgaben zunächst in Absprache mit dem Durlacher Markgrafen. In dem Moment, in dem es darum ging, die Verlegung des Aufenthaltsortes der Prinzen in den Vereinigten Niederlanden von Utrecht nach Den Haag zu diskutieren, setzte der Brandenburger sich über Friedrich Magnus hinweg: Der Kurfürst von Brandenburg veranlasste den Umzug und sogar eine anschließende Englandreise ohne den Durlacher zu Rate zu ziehen. Während dieser ein auf den Studien und Wissenschaften basierendes Bildungskonzept seiner Neffen verfolgte, legte Friedrich III. von Brandenburg ein auf zeremoniellen Umgang und gesellschaftlichen Umgang definiertes Ideal für die Ansbacher Prinzen als Konzept an, das sich in der Betonung der gloire des Gesamtthaus Brandenburg manifestierte. Die Vermehrung der gloire war das legitimierende Leitmotiv des im Aufstieg in die oberste Riege des Hochadels begriffenen Kurbrandenburg, das sich auch auf das Gesamtthaus übertrug. So formulierte Friedrich III. in einem Brief an seinen Neffen Christian Albrecht im Juli 1690, in dem er sich erfreut zeigt, dass dieser bereits gute Fundamente in seinen Studien gelegt hat: „damit sie [Christian Albrecht] demahl einst die Wohlfahrt Ihres Landes, und gloire unsers gemeinsamen Hauses merklich vermehren mögen“.



Herzog Max in Bayern (li.) mit Werner-Hans Böhm, Mitglied des Vorstands der Karl Graf Spreiti Stiftung, und dessen Ehefrau Edeltraud Böhm-Amtmann während einer der Kaffeepausen.

Die in der Korrespondenz mit dem Ansbacher Prinzen wiederholt erscheinende Betonung der Position der Kurlinie innerhalb des Gesamthauses Brandenburg durch Friedrich III. hatte dabei mehrere Funktionen. Zum einen entsprach dies dem verinnerlichten Selbstverständnis der Führungsrolle der Brandenburger Kurlinie, die auch gegenüber den Nebenlinien unmissverständlich kommuniziert werden musste. Daneben galt es, den jungen Verwandten als spätere Fürsten auf eine gemeinsame Linie einzuschwören, um somit einen weiteren Verbündeten zu haben, der selbstverständlich der Politik der brandenburgischen Hauptlinie folgte.

Das sächsische Kurhaus verfolgte eine andere Strategie, um sich innerhalb der europäischen Adelshierarchie herauszuheben, was ich etwas ausführlicher an den Beispielen der Söhne Kurfürst Georgs III. (1647–1691), Georg und Friedrich August nach England herausarbeiten möchte. 1685 und 1686 befand sich der spätere Kurfürst Johan Georg IV. von Sachsen (1668–1694) unter dem Inkognito eines Grafen von Barby auf seiner Prinzenreise durch Europa. Er brach in einem Alter von 17 Jahren in Dresden Mitte November 1685 auf um zunächst über Frankfurt und Straßburg reisend gut drei Wochen später in Paris einzutreffen. Hier und auch in Versailles hielt er sich gut ein halbes Jahr lang auf. Während dieser Zeit intensivierte er seine ritterlichen Exerzitien und sein Studienprogramm, nahm aber auch rege am Leben des französischen Königshofes teil. Von Paris begab er sich einen Tag nach der Bewunderung des Grand Carroussel in Gegenwart der Dauphine von einem Fenster der grand ecurie direkt über Calais reisend nach England, wo er gut vier Wochen im Juni und Juli 1686 verweilte, um anschließend über Gottorf und das Reich wieder nach Sachsen zurückzukehren. Im Jahr 1690 holte er seine ursprünglich im Anschluss der bereits getätigten Reisen geplante Italienreise nach. Nach Wien reiste der sächsische Kurprinz jedoch nicht.

Während seines fast fünföchigen Aufenthaltes in England im Sommer 1686 bezog der kursächsische Erbprinz in London beziehungsweise Windsor Quartier, da das Hauptanliegen seiner Englandreise die Präsentation am englischen Hof war. Die Beschreibung dieser Zusammenkünfte stellt für diese Zeit auch den Hauptteil seines Reisediariums dar. Prominenter Introdereur am Hof war der Bruder von Johann Georgs Mutter Anna Sophie, Georg von Dänemark, und seit 1683 Gemahl der englischen Prinzessin

Anna. Nach seiner Ankunft in London und einem Ruhetag begab sich der sächsische Kurprinz an den Königshof in Windsor, wo er zunächst mit seiner hoheitlichen Verwandtschaft zusammentraf und in Begleitung von Prinz Georg mit dem seit April 1685 regierenden König Jakob II. und seiner zweiten Gattin Maria Beatrice d'Este Bekanntheit machte. Gut die Hälfte der Zeit seines Aufenthaltes in England verbrachte Johann Georg in Gesellschaft der königlichen Familie und konnte sogar zum König engere Kontakte knüpfen, der ihn zum Manöver seiner Truppen mitnahm und ihn in seine Kutsche lud. In der Zeit ohne die Königsfamilie besichtigte er London, traf mit anderen in London weilenden Prinzen zusammen oder musste witterungsbedingt im Haus bleiben. Dass der Hauptzweck seines Aufenthaltes nicht im Besichtigungsprogramm lag, wie es durchaus während einer der heimischen Erziehung abschließenden Prinzenreise angemessen gewesen wäre, zeigt sich daran, dass außer London und

Auffällig für das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert war die Frequenz des Kaiserhofes in Wien als Gradmesser der politischen Ambitionen.

Hampton Court, das auf dem Weg nach Windsor besichtigt wurde, keine weiteren sehenswerte Orte in Augenschein genommen wurden. Johann Georg besichtigte zwar die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, die Betonung der zeremoniellen Behandlung durch die Königsfamilie als Hauptaspekt der Reise wird jedoch durch die zum Teil pauschalen Formulierungen im Reisediarium zu dem Besichtigungsprogramm unterstrichen. Die Begegnungen mit der Königsfamilie wurden hingegen detailliert beschrieben, gab die dem Prinzen entgegengebrachte Ehre Hinweise auf die ihm und seinem Haus zugeordnete Stellung innerhalb der europäischen Adelshierarchie. Für Johann Georg von Sachsen geschah diese Einordnung auf fast höchster Ebene seinem Rang als zukünftigen Kurfürsten entsprechend, der sich als inkognito reisender Kurprinz fast auf Augenhöhe nicht nur mit dem englischen, sondern bereits zuvor mit dem französischen König bewegt hatte. Auf der anderen Seite konnte Jakob II. durch sein großzügiges

Verhalten gegenüber einem der mächtigsten protestantischen Reichsfürsten beziehungsweise gegenüber seinem ältesten Sohn positive Wirkung für sich erzielen. Johann Georg von Sachsen konnte mit seinem erfolgreichen Bestehen an einem weiteren Königshof beweisen, dass die Kurfürsten von Sachsen zur obersten Liga der Reichsfürsten gehörten und auch innerhalb der europäischen Adelshierarchie sehr weit oben angesiedelt waren, was nicht zuletzt durch die dynastischen Verbindungen zum dänischen Königshaus belegt wurde.

Bei den hier präsentierten Beispielen zeigt sich, dass für den intendierten Aufstieg der Kurhäuser unterschiedliche Strategien zur Unterstreichung der beanspruchten Position innerhalb der europäischen Adelshierarchie gesucht wurden, bei der die Prinzenreise der Erbprinzen, aber auch ihrer nachgeborenen Brüder und der Nebenlinien unterschiedlich genutzt wurden. Während in Kurbrandenburg mehr auf militärische Vormachtstellung und die gloire des Gesamthauses rekurriert wurde, waren die Prinzenreisen in Kursachsen besonders ausführlich und aufwendig in einer Zeit, in der die Aufstiegsbestrebungen besonders stark waren. Die auf die Rezeption durch die auswärtigen Mächte ausgelegte Taktik ging schließlich 1697 aus, als Friedrich August von Sachsen zum König von Polen gewählt wurde, auch wenn er zu diesem Zweck zum Katholizismus konvertieren musste.

III. Die Prinzenreise als Karrierestrategie fürstlicher Häuser

Das Konzept, über die Prinzenreise ihrer männlichen Sprösslinge, deren spätere Karriere zu fördern, aber auch die eigene Politik zu gestalten, zeigt sich auch gut an den entsprechenden Touren der deutschen Fürstendynastien. Da hier, mehr noch als bei den kurfürstlichen Häusern, die Möglichkeiten auf Aufstieg innerhalb der Reichshierarchie vorhanden war, wurde diese auch stark genutzt. Auffällig für das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert war dabei die Frequenz des Kaiserhofes in Wien als Gradmesser der politischen Ambitionen. Galt der Wiener Kaiserhof vor dem Westfälischen Frieden von 1648 als ein wesentliches Reiseziel von auf Prinzenreise befindlichen Prinzen, gleichsam als Präsentation beim obersten Landesherrn, zeigte sich nun eine Wende in der Häufigkeit von Besuchen in Wien. Tatsächlich besuchten von den 61 zwischen 1671 und 1681 geborenen deutschen Prinzen nur drei den Kaiserhof, für zwei weitere war eine Reise dorthin ursprünglich vorgesehen gewesen. Die drei Prinzen, die sich in dieser Zeit die Mühe machten, zumeist auf der Rückreise von Italien aus, nach Wien zu reisen, verfolgten ganz konkrete Ziele.

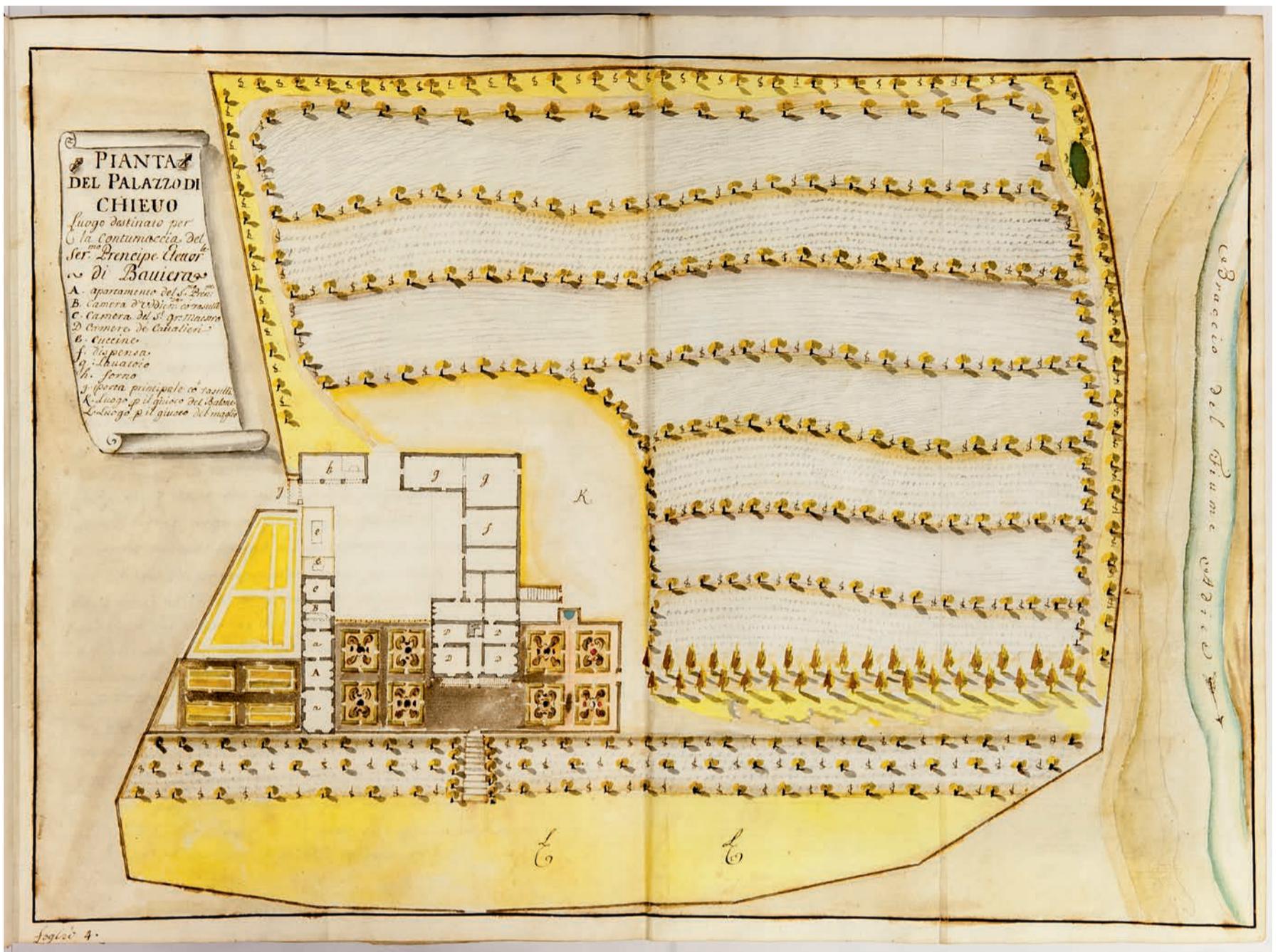
Auf zwei dieser Reisen möchte ich kurz eingehen: Der katholische Franz Alexander von Nassau-Hadamar (1674–1711) reiste nach juristischen Studien in Straßburg, Trier und Köln im Alter von 21 Jahren für drei Jahre durch Europa. Auf dem Rückweg von Italien hielt er sich einige Zeit am Kaiserhof auf und kehrte 1695 nach Hadamar zurück. 1710 wurde er aus einem doch eher unbedeutenden Territorium stammend zum Kammerichter in Wetzlar ernannt. Die Ernennung zu diesem durchaus politischen Amt ist neben den juristischen Voraussetzungen auf die guten Beziehungen zum Kaiser zurückzuführen, die sicher mit dem Besuch in Wien 15 Jahre zuvor gelegt worden sind.

Anders verhielt es sich im Fall Leopolds von Anhalt-Dessau (1676–1747). Der schon früh dem Militär zugeneigte Prinz – er erhielt bereits 1688 von Kaiser Leopold ein Regiment zu Fuß verliehen –, stand nach dem Tod seines Vaters

Themen „zur Debatte“

Reise nach Italien 1715/16 Der „Giro d'Italia“ von Kurprinz Karl Albrecht im politisch-kulturellen Kontext

Prinzenreise als Karrierestrategie kurfürstlicher und fürstlicher Häuser an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert Eva Bender	2
Wittelsbach inkognito. Reisepraktiken bayerischer Prinzen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert Volker Barth	5
Papstmesse oder Amphitheater? Wege durch Italien im 17./18. Jahrhundert Reinhard Stauber	8
Die Wittelsbacher und Italien vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Vom Kriegszug zur Kavaliertour Gerhard Immler	11
Prinzen-„Reise“ ohne Wiederkehr. Karl Albrecht und seine Brüder auf dem Weg ins Exil 1706 Stephan Deutinger	14
Das Spiel mit der Maske. Der europäische Hochadel zu Gast in der Vergnügungsmetropole Venedig Tobias C. Weißmann	17
„Come fu ricevuta in questa città sua Altezza“ – Fürstenbesuche in Venedig Evelyn Korsch	18
Nach dem Krieg ist vor dem Krieg. Musik und Politik während Karl Albrechts Aufenthalt in Venedig (1716) Andrea Zedler	20
Zwischen Pilgerfahrt und Politik. Fürstenbesuche im frühneuzeitlichen Rom Matthias Schnettger	24
Zeremoniell und Politik: Chancen und Konfliktlinien im Zusammentreffen Karl Albrechts mit Papst Clemens XI. Jörg Zedler	27
Fürsten auf Reisen: Kunstgenuss als Herrschaftsgeste Eva-Bettina Krems	32
Barocke Tanzkultur im Kontext von Karl Albrechts Italienreise Carola Finkel	35
Karl Albrechts Diarien oder: Was ist ein Reisetagebuch? Jörn Steigerwald	38
Impressum	24



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68392 Bastian Krack

Franz Peter Flussing, Reisebegleiter des Prinzen, zeichnete den Quarantäneort mit dem Palazzo di Chievo links vorne. Der Palast liegt in der Nähe von Verona.

Johann Georg II. (1627 – 1693) unter der vormundschaftlichen Regentschaft seiner Mutter, Henriette Katharina von Nassau-Oranien (1637 – 1708). Sie bestand auf der üblichen Länderreise ihres Sohnes, bevor er seine Militärkarriere starten durfte. Daher absolvierte er von November 1693 an eine verkürzte Prinzenreise, die sich im Wesentlichen auf Italien beschränkte. Diese erfolgte aber in der großen Variante, die ihn nicht nur nach Venedig, Florenz und Rom, sondern auch nach Neapel führte. Auf der Rückreise traf er im Herbst 1694 in Turin, wo er drei Wochen blieb, auf Prinz Eugen, mit dem er von da an freundschaftlich verbunden war. Im Januar 1695 hielt er sich fast vier Wochen in Wien auf, wo er am 6. Januar mit Kaiser Leopold zusammentraf. Nach seiner Rückkehr an den heimischen Hof begab er sich sogleich zur Belagerung von Namur und kämpfte bis zum Ende des Neunjährigen Krieges an den verschiedenen Schauplätzen und legte damit die Basis für seine erfolgreiche Militärkarriere. Seine Mutter hatte zwar zuvor beim Kaiser den vorzeitigen Antritt der eigenständigen Regierung erwirkt. Ihre Intention war dabei, den Sohn durch den Regierungseintritt in den eigenen Landen und somit fern vom durchaus nicht un-

gefährlichen Kriegsgeschehen zu halten. Doch Leopold trat diese erst nach dem Ende der Kriegshandlungen mit dem Frieden von Rijswijk 1697 im Mai 1698 an. Es ist davon auszugehen, dass das konsequenzlose Ablehnen Leopolds von Anhalt-Dessau und die statt dessen begonnene Militärkarriere auf die gute Beziehung zum Kaiser nach der persönlichen Begegnung 1695 zurückzuführen ist.

Der Rückgang der Besuche deutscher Prinzen am Kaiserhof fiel auch den Zeitgenossen auf, zumal die landsässigen Adligen der Erblande weiterhin ungeboren nach Wien reisten. Franz Philipp Florin forderte 1719 in seinem „Oeconomus prudens et legalis continuatus oder Grosser Herren Stands und adelicher Haus-Vatter“ dezidiert den Besuch am Kaiserhof: „Allein überhaupt, soll ein jeder Printz und junger Herr ohne Ausnahme in Teutschland reisen, und vornehmlich den Kayserlichen Hof besuchen, damit er die Majestät dieses großen Oberhauptes siehet, und in der Nähe erkennen lernet, was man ihm vor einen Respect zu geben schuldig seye, welches gewiß mehr Nutzen schaffen wird, als alle Reisen in fremde Länder.“

Florin verkannte aber hierbei, um was es bei der Prinzenreise um 1700 ging. Sie

bedurfte nicht mehr der Präsentation beim Kaiser, sondern den Gewinn an Ehre und Ansehen durch auswärtige Souveräne, um innerhalb der Hierarchie des Reichsadels aufzusteigen.

Dies zeigt sich während des Neunjährigen Krieges, wo durch das der Reichskriegserklärung von 1689 impliziertem Reiseverbot für Frankreich alternativ andere Souveräne und Monarchen in Europa aufgesucht wurden. Wäre tatsächlich der eigentliche Zweck der Prinzenreise vor allem die Bildung gewesen, hätte Frankreich als vorbildliches Land mit seinem herausragenden Hof von Italien abgelöst werden müssen. Dieses blieb jedoch an zweiter Stelle der frequentierten Länder, Platz 1 nahmen nun die Niederlande ein. Zwar waren diese aufgrund des „Goldenen Zeitalters“ immer noch ein wirtschaftlich und kulturell interessantes Reiseziel. Der Zenit dieses Landes war aber schon so weit überschritten, dass nach zusätzlichen Motiven für eine Reise dorthin gesucht werden muss. Zudem gab es nicht wirklich einen herausragenden, mit Paris konkurrenzfähigen Hof.

Diese Situation trat erst nach der Glorious Revolution von 1688 ein, als mit der Person Wilhelms III. von Nassau-Oranien (1650 – 1702) nicht nur der

Statthalter der Vereinigten Niederlande anzutreffen war, sondern zugleich ab 1689 der englische König. Die seit den frühen 1690er Jahren in den Vereinigten Niederlanden stattfindenden Kongresse waren eine weitere Attraktion für junge Fürstensöhne. Dabei war diese Kombination von vermeintlich politischer Teilhabe und gleichzeitigem Kontakte knüpfen derart attraktiv, dass unabhängig von der konfessionellen Ausrichtung eine Reise in die Vereinigten Niederlande, wenn nicht konkret absolviert, so doch in Erwägung gezogen wurde.

Ein Beispiel hierfür ist die Ausbildungszeit des katholischen Fürsten Meinrad von Hohenzollern-Sigmaringen (1673 – 1715), ab 1695 Fürst Meinrad II. Nachdem er einen längeren Aufenthalt an der Ritterakademie in Parma absolviert hatte, wurde 1696 eine Reise in die Vereinigten Niederlande ins Auge gefasst, da neben der Option, die Französischkenntnisse zu vertiefen, die politischen Konstellationen dieses notwendig erscheinen ließen. Die finanziell schlechte Situation Hohenzollern-Sigmaringens ließ jedoch Vormund Franz Anton von Hohenzollern-Haigerloch davon absehen, diese Reise zu genehmigen.

Für die nachgeborenen Prinzen der fürstlichen Dynastien wurde die Prinzen-

reise oft genutzt, um ihnen eine bessere militärische Ausbildung zu verschaffen, sowie auch schon zu diesem frühen Zeitpunkt eine Anstellung in fremden Diensten zu besorgen. War die militärische Betätigung als Feldherr eine dem fürstlichen Ideal entsprechende Eigenschaft barg sie doch auch Gefahren für Leib und Leben, die man insbesondere im Fall der Erbprinzen gerne vermeiden wollte. Da aber die den Prinzen in ihrem Unterricht oft als nacheifernswerte Vorbilder präsentierten Fürsten militärisch herausragende Persönlichkeiten waren – angefangen bei Alexander dem Großen über Caesar, Karl dem Großen und schließlich Karl V. –, befanden sich die fürstlichen Eltern in einem Dilemma: einerseits war der tugendhafte Militär ein Ideal, andererseits bedeutete dies in realiter eine Gefahr. Wenn dann auch noch der eigene Vater, der regierende Fürst, ein erfolgreicher Militär war, war es erst recht schwer, die richtige Balance zwischen Ausbildung und Schutz zu finden. Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel (1676–1751), dessen Vater, Landgraf Karl (1657–1730) einer der erfolgreichsten Heerführer in den Kriegen gegen Ludwig XIV. war, führte seinen Sohn

Das gesundheitliche Risiko war recht hoch, und zwar nicht nur durch die direkten Kampfhandlungen, sondern auch durch die in den Lagern immer wieder auftretenden Krankheiten.

bedächtig an das Kriegshandwerk heran, das zuvor Bestandteil der theoretischen und praktischen Ausbildung war. Nachdem er sich kurz vor seiner Abreise aus den Vereinigten Niederlanden die vor Texel liegende vereinigte englisch-niederländische Flotte ansehen konnte, reiste er 1694 nach Brüssel, um dort die Formierung der alliierten Armee zu studieren. Anschließend durfte er das Feldlager seines Vaters und des badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm begutachten.

Auf der Rückreise 1695 von seiner Tour aus Italien besah er die Belagerung von Casale, wo er den für seine spätere militärische Karriere wichtigen Kontakt zu Prinz Eugen von Savoyen knüpfen konnte. Von dort aus begab er sich fast direkt zur Belagerung von Namur, wo er erstmals offiziell als Erbprinz von Hessen-Kassel als Volontär teilnahm und in den folgenden Jahren als Militär eine Laufbahn antrat. Dabei war Friedrichs persönliches Interesse am Kriegswesen recht stark. Er forcierte die Rückreise aus Italien, da er unbedingt noch nach Namur wollte, dass sein Hofmeister dies schon bemängelte: „Le desir d’aller en Campagne passe si fort l’esprit S.A. qu’il ne songe quasi a autre chose.“

Gerade für die Prinzen, die eine militärische Laufbahn anstrebten, waren die Auslandsaufenthalte während der Prinzenreise zur Zeit eines Krieges von großem Nutzen. Sie konnten erste Einblicke in das Kriegshandwerk erhalten, als Volontär an den Militäraktionen teilnehmen und sogar eine Anstellung in fremden Diensten erlangen. Somit wurden erste Verbindungen geknüpft, die für die Zukunft oft entscheidend sein konnten. Im militärischen Bereich war es offensichtlich einfacher, für die zukünftige Laufbahn hilfreiche Netzwerke aufzubauen, als im politischen Bereich. Dies lag zum einen an der Vereinbarkeit der militärischen Anstellung mit einer standesgemäßen Beschäftigung, vor allem für nachgeborene Prinzen. Dazu

kam, dass bereits erfolgreiche Feldherren wie Prinz Eugen, der selbst ein nachgeborener Prinz war, sich der Notwendigkeit von Förderung des militärischen Nachwuchses bewusst waren, da sie nur selbst auf diese Weise ihre Karriere starten können.

Auf der anderen Seite war aber auch der Preis für diese Karriere nicht unerheblich: Das gesundheitliche Risiko war recht hoch, und zwar nicht nur durch die direkten Kampfhandlungen, sondern auch durch in den Lagern immer wieder auftretenden Krankheiten. Immerhin neun der Prinzen, die zwischen 1671 und 1681 geboren wurden, fielen im Kriegsgeschehen wenn nicht noch im Neunjährigen Krieg, so doch kurz darauf im Spanischen Erbfolgekrieg. Als konkretes Beispiel: Alle sieben Söhne Landgraf Karls, die das Erwachsenenalter erreichten, traten eine Laufbahn im Militär an. Von diesen fielen drei, wobei lediglich Ludwig direkt im Kampfgeschehen verstarb, während Karl und Leopold an Entkräftung am Ende der Kampagne starben. Hierbei spielten sicherlich auch die hygienischen Umstände eine Rolle.

Deutlich wurde jedoch, dass die zahlreichen kriegerischen Auseinandersetzungen an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert für die auf Prinzenreise befindlichen Fürstensöhne ein karriereförderndes Element darstellten. Nachdem durch die Anschauung oft ein erster Kontakt mit dem Militär ermöglicht worden war, nutzen vor allem die nachgeborenen Söhne die Gelegenheit, eine Karriere in fremden Diensten zu starten, die ihnen nicht nur ein Auskommen sicherte, sondern auch den Erwerb von Ruhm und Ehre, der auf die gesamte Dynastie ausstrahlte.

IV. Zusammenfassung

Die Prinzenreise deutscher Fürstensöhne an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert galt vordergründig der Perfektionierung der heimischen Erziehung und wurde mit den Reisen durch Frankreich, Italien, den beiden Niederlanden und England sowie bisweilen den skandinavischen Höfen dem standesgemäß geforderten Bildungsideal gerecht. Die fürstlichen Väter und Vormünder, die ihre Schützlinge auf Reisen schickten, betonten stets dabei den Nutzen für die Prinzen, aber auch für das eigene Territorium. Dieser lag dabei weniger auf den nach den Reisen besser ausgebildeten Fürsten als vielmehr auf den während dieser Fahrten geknüpften Kontakten. Diese äußerten sich in der den Prinzen entgegengebrachten Ehre, die sich in der zeremoniellen Behandlung der jeweiligen Vertreter einer Dynastie durch die auswärtigen Könige und Souveräne ausdrückte. Auf diese Weise nutzen die deutschen Reichsfürsten die Prinzenreise ihrer Söhne als kommunikatives Medium, den beanspruchten Rang innerhalb der europäischen Adelshierarchie zu kommunizieren.

Darüber hinaus konnten vor allem nachgeborene Prinzen während der Kriege dieser Zeit die Gelegenheit nutzen, sich oft zunächst als Volontäre einen Einstieg in eine Militärkarriere zu verschaffen.

Wie unterschiedlich und variantenreich dabei das Spektrum der angewendeten Strategien war, wurde deutlich. Dabei wurden die vielschichtigen Zeichensysteme der Frühen Neuzeit genutzt, die der realen politischen Gewichtung eines Territoriums nicht immer entsprachen. Es zeigt sich erneut, dass kulturelle Erscheinungsformen wie die Prinzenreise als Medium der Politik verstanden werden müssen. □

Wittelsbach inkognito. Reisepraktiken bayerischer Prinzen vom 16. bis zum 18. Jahrhundert

Volker Barth

I. Das Zeremoniell des Inkognitos

Im Gegensatz zu seiner umgangssprachlichen Verwendung im Sinne von *unbekannt* beziehungsweise *unerkannt* bezeichnet der Begriff *inkognito* in zeremonieller Hinsicht nicht nur einen funktionsgebundenen und temporären, sondern auch einen öffentlichen Identitätswechsel. Beim zeremoniellen Inkognito handelt es sich um eine inszenierte Fiktion, bei der eine frei gewählte Identität für eine spezifische Öffentlichkeit performativ umgesetzt wird. Die Kenntnis um die tatsächliche Identität des Inkognitoträgers bildet die Voraussetzung für ein gelungenes Inkognito.

Als Zeremoniell erforderte das Inkognito, dass das adressierte Publikum wusste, wer sich hinter dem verwendeten Pseudonym verbarg. Denn die inszenierte Identität konnte ihre Funktion nur dann entfalten, wenn sie einerseits auf die angestammte soziale Rolle rekurrierte. Erst unter dieser Voraussetzung konnten die Sinnzuschreibungen der angenommenen Identität auf die Person des Inkognitoträgers übertragen werden. Andererseits durfte die gewählte Identität bestehende Hierarchien nicht infrage stellen. Das Inkognito war allein in Form einer freiwilligen hierarchischen Herabsetzung praktikabel. In einem öffentlichen Identitätsspiel zeigten zeremonielle Versatzstücke wie Titulatur, Kleidung und Dekoration einen freiwillig eingenommenen, niederen sozialen Status an.

Das Inkognito eröffnete zusätzliche Handlungsoptionen. Dem fiktiven Charakter des Inkognitoträgers boten sich Möglichkeiten, die normalerweise nicht zur Verfügung standen. Daher verfolgte das Inkognito verschiedene, oft politische Ziele und betraf unterschiedliche Bereiche: Erstens reduzierte der – im Rahmen eines Inkognitos geringere – zeremonielle Aufwand Kosten. Dies galt insbesondere bei Reisen und war sowohl für rangniedere Adlige und Herrscher kleinerer Territorien attraktiv als auch für Prinzen und andere Erbfolger auf ihren oft ausgedehnten (Bildungs-) Reisen. Das Inkognito rechtfertigte es, im Ausland weniger pompös und prunkvoll aufzutreten, weniger teure Empfänge zu organisieren und weniger kostspielige Geschenke zu offerieren. Es gestattete, die finanzielle Belastung in erträglichen Grenzen halten zu können. Zweitens ermöglichte das Inkognito in diplomatischen Krisensituationen persönliche Treffen zwischen Herrschern oder hochrangigen Abgesandten, ohne dass dabei die äußerst delikate Frage nach der Präzedenz, das heißt dem hierarchischen Verhältnis der Gesprächspartner, im Vorfeld geklärt und im verwendeten Zeremoniell öffentlich angezeigt werden musste. Zudem demonstrierten weniger formale und privatere Umgangsformen enge Beziehungen zwischen verbündeten Mächten oder eine einsetzende Entspannung zwischen Konfliktparteien. Drittens reduzierte das Inkognito öffentliche Pflichten und ermöglichte Formen von Unterhaltung und Abgeschiedenheit. Dies betraf die unterschiedlichsten Aktivitäten, wie Ausfahrten, Aufenthalte in Nebenresidenzen, Jagdausflüge oder höfische Feste.



PD Dr. Volker Barth, Privatdozent am Historischen Institut, Universität zu Köln

Daher weist das Inkognito eine große Bandbreite an Spielarten auf und ist von Flexibilität und situationsbezogener Anpassungsfähigkeit gekennzeichnet. Denn seine primäre Aufgabe bestand darin, Handlungen und öffentliche Auftritte zu rechtfertigen, die innerhalb der angestammten sozialen Rolle weder akzeptabel noch praktikabel waren. Das Inkognito entwickelte im Laufe seiner Geschichte viele verschiedene Facetten. Neben diversen Reisepraktiken zählten dazu anonymisierte Aufwartungen im Vorfeld arrangierter Hochzeiten, spezifische Verkleidungsfeste und anscheinend zufällige Treffen hochrangiger Diplomaten.

Trotz dieser in seiner Funktion angelegten Vielfalt lassen sich einige idealtypische Kriterien beschreiben: Das Inkognito bezeichnet ein Zeremoniell, das der aristokratischen und höfischen Gesellschaft vorbehalten war. Es kam meistens außerhalb des eigenen Hofes und – mit Ausnahme von Inspektionsreisen aufgeklärter Absolutisten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts – außerhalb des eigenen Territoriums zur Anwendung. Die genauen Modalitäten des Inkognitos wurden vollständig oder zumindest in Teilen vor Antritt der Reise mit dem Gastgeber ausgehandelt. Nach einer erzielten Übereinkunft sprach dieser eine Einladung aus.

Vor Reisebeginn wählte der Inkognitoträger ein Pseudonym. Dieses bestand aus einem Adelstitel, der hierarchisch unterhalb der tatsächlichen sozialen Stellung angesiedelt war. An diesen fiktiven Titel schloss sich der Name eines Ortes an, der dem eigenen Herrschaftsbereich entstammte. Damit verwies das Pseudonym spielerisch auf die eigentliche Identität des Reisenden. Noch vor der Abreise wurden das Inkognito und das verwendete Pseudonym bekannt gegeben. Die Öffentlichkeit war damit ein wichtiger Adressat des Inkognitos, das es während und nach der Reise nicht nur erkennen und anerkennen, sondern auch kommentieren sollte.

Sorgfältig ausgewählte und teilweise eigens für die Reise hergestellte Objekte sowie eine Vielzahl zeremonieller Techniken zeigten das Inkognito an. Dazu gehörten die Kleidung, die Kopfbedeckung, die Reisebegleitung, die Ausstattung des Transportmittels und der ostentative Verzicht auf Ehrenbezeugungen ebenso wie der Zeitpunkt, der Ort und die Art des Empfangs am Reiseziel. Ungeachtet des Inkognitos fand eine Visite beim Gastgeber statt, wobei dieser seinen Gast entsprechend dessen im Inkognito angezeigtem Status empfing. Bei der Visite und bei allen anderen Gelegenheiten konnte der Gast in Übereinstimmung mit seinem Gastgeber sein Inkognito flexibel an- und ablegen. Der Wechsel zwischen offiziellem Status und Inkognito spiegelte sich im angewandten Zeremoniell und im Verhalten des Publikums wider.

II. Das Inkognito in Bayern

Die bayerischen Wittelsbacher bedienten sich immer wieder des Inkognitos. Als Kurprinz Karl Albrecht 1715 seine Italienreise antrat, blickte die bayerische Dynastie bereits auf eine lange Inkognitotradition zurück. Diese erreichte erst mit den Inkognitoreisen Ludwigs II. in den 1860er und 1870er Jahren ihren Höhepunkt und setzte sich bis zum Ersten Weltkrieg fort. Auch die hochmittelalterlichen motivgeschichtlichen Vorläufer des zeremoniellen Inkognitos betrafen die Wittelsbacher. Dazu zählen verschiedene Formen höfischer Verkleidungsfeste wie Maskenbälle, Wirtshausen und Königreiche ebenso wie bestimmte Spielarten der höfischen Aufwartung. Der Begriff bezeichnet den Besuch, die Begrüßung und die erste Begegnung eines Mannes mit seiner auserkorenen Ehefrau. Der Aufwartende bezeugte öffentlich seine Liebe und signalisierte seinen Respekt und seine Aufopferungsbereitschaft gegenüber der Zukünftigen. Für den mittelalterlichen Adel waren diese sorgfältig arrangierten, eine standesgemäße Hochzeit vorbereitenden Aufwartungen von großer Bedeutung. Sie boten einen Anlass, den Kontakt zwischen den Familien des Brautpaares herzustellen und die Verhandlungen über die Modalitäten der Ehe einzuleiten. Außerdem dienten sie als ein erster, wegweisender Test für die zu erwartende Beständigkeit einer als lebenslang gedachten Verbindung.

In Bezug auf das Inkognito ist eine bestimmte Form der Aufwartung von besonderem Interesse. Denn diese erste Begegnung konnte nicht nur auf offiziellem beziehungsweise angekündigtem Wege stattfinden. Es ging schließlich um weit mehr, als die Tragfähigkeit einer zu meist nach politischen, sozialen und finanziellen Kriterien angebahnten und daher dezidiert funktionsgebundenen Beziehung zu erproben. Die Vermählung durfte keineswegs als arrangierte Familienpolitik, als reines Zweckbündnis oder als funktionaler Auswahlprozess erscheinen. Die Aufwartung musste vielmehr eine natürliche, emotionale Verbundenheit öffentlich anzeigen und beweisen, dass das Paar füreinander bestimmt war.

Daher konnte eine Aufwartung unter Verschleierung der Identität des Aufwartenden arrangiert werden. Dies hatte mehrere Vorteile: Der zukünftige Bräutigam konnte sich einen Eindruck von seiner auserkorenen Braut verschaffen. Trotzdem blieb ein im Rahmen einer offiziellen Aufwartung nicht praktikabler Rückzieher möglich, ohne als diplomatischer Affront zu erscheinen. Durch eine solche Aufwartung gelang es zudem, eine spontane Liebe, eine Liebe auf den ersten Blick zu inszenieren und der geplanten Verbindung zu öffentlicher Anerkennung zu verhelfen. Denn das zukünftige Paar

demonstrierte, dass es sich nicht aus sozialem Kalkül, sondern aus persönlicher Zuneigung für die Ehe entschied.

Eine der frühesten Inkognito-Aufwartungen datiert aus dem Jahre 1389, als Isabeau von Bayern mit großem Gefolge in Paris einzog. Karl VI. wollte allerdings nicht bis zur arrangierten Begegnung warten, um seine Frau zu sehen. Da er sich als König nicht selbst unter die Schaulustigen mischen konnte, griff er auf die Hilfe seines „Getreuen“ Savoisi zurück. Savoisi besorgte nicht nur ein tüchtiges Pferd, sondern auch eine Verkleidung: „Steig auf ein gutes Roß, ich werde hinter dir aufsitzen, und wir werden uns so verkleiden, daß man uns nicht erkennen wird, und uns den Einzug meiner Gemahlin ansehen.“ Karl war vom Anblick Isabeaus entzückt und versuchte, sich ihr so weit zu nähern, bis ihn die Wächter des Zuges schließlich zurückstießen und sein uneinsichtiges Insistieren mit Prügelstrafen, da sie nicht erkannten, wen sie malträtierten. Diese Version gab zumindest Karl selbst am Abend des Tages im großen Kreis zum Besten. Damit erntete er weit mehr als nur das Lachen seiner Zuhörer. Er versicherte vielmehr öffentlich seine Liebe und dass diese ihm wichtiger sei als soziale Konventionen.

Auch Clemens VIII. verwechselte Maximilians Inkognito nicht mit mangelndem Interesse oder gar politischer Distanzierung.

Von solchen Vorläufern ausgehend etablierte sich das Inkognito im ausgehenden Mittelalter als eine höfische Praxis und wurde so wie viele weitere zeremonielle Formen in den folgenden Jahrhunderten zunehmend kodifiziert. Seine Anwendung erfolgte situationspezifisch, praxisorientiert und funktionsbezogen. Die ersten Texte, in denen der Begriff inkognito einen bewussten, temporären und zweckgebundenen Identitätswechsel bezeichnet, datieren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Der Begriff entstand damit ungefähr zeitgleich mit verschiedenen, in ganz Europa nachweisbaren Vorläufern. Die Aufwartung Heinrichs VIII. bei Anna von Kleve 1539/40, die Masque der englischen Tudors, verkleidete Turniere in Schweden und den habsburgischen Ländern, die französischen magnificences und das theatrale Spektakel der – von Béhar und Watanabe-O’Kelly als solche bezeichneten – italienischen „tournament opera“ datieren ebenso aus dem 16. Jahrhundert.

In Italien ist der Begriff „incognito“ in seinem zeremoniellen Gebrauch seit 1532 nachweisbar. Paul Barbier, der die Etymologie des Inkognitos für das Französische untersucht hat, bestätigt, dass der Ausdruck aus dem Italienischen eingebürgert wurde. Mit der hier ange deuteten Chronologie übereinstimmend, nennt er das Jahr 1581 als ersten überlieferten Nachweis. Er zitiert aus den *Négoc[iations] du Levant*: „Le Moscovite ... est naguères passé par cette ville incognito pour aller trouver le pape“. In diesem Beispiel bezieht sich das inkognito bereits explizit auf das temporäre Ablegen zeremonieller Pflichten.

Daher erscheint es ebenso folgerichtig wie bemerkenswert, dass mit der Italienreise Maximilians von Bayern 1593 ein Wittelsbacher sich bereits zu einem Zeitpunkt des zeremoniellen Inkognitos bediente, als sich dieses nördlich der Alpen gerade erst etablierte. Aber auch Kronprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt reiste 1595 unter dem Pseudonym Ludwig von Baumbach nach Italien.

Dem inkognito reisenden Kurprinzen Karl Albrecht sollte 1715/16 die Reise Maximilians als Vorbild und zeremonieller Präzedenzfall dienen.

Maximilian, der ab 1597 als Herzog von Bayern regierte, reiste vom 15. März bis zum 3. Juli 1593 auf die italienische Halbinsel. Er wollte gute Beziehungen zu Clemens VIII. aufnehmen, der im Jahr zuvor zum Papst gewählt worden war, verschiedene politische Themen und Ämterstreitigkeiten erörtern sowie seine beiden Brüder, die sich in Rom aufhielten, nach Hause begleiten. Herzog Wilhelm V. hielt es in Anbetracht der delikaten diplomatischen Ziele für angebracht, dass sein Sohn zumindest Teile seiner Reise unter der Identität eines Grafen von Trausnitz, einer Burg bei Landshut im Familienbesitz der Wittelsbacher, absolvierte. Die gewählte Identität setzte die eigentliche soziale Stellung Prinz Maximilians demonstrativ herab und verwies mit dem Ortszusatz zugleich auf sie zurück. Daher verringerte das Inkognito keineswegs die Bedeutung, welche der bayerische Herzog der Reise beimaß. Wilhelm V. nahm sogar Kredite auf, um die wertvollen Geschenke, die Maximilian an den einzelnen Reisetationen verteilen sollte, zu finanzieren. Zudem begleiteten nicht weniger als 53 Personen den bayerischen Prinzen nach Italien, und damit mehr als auf dessen unmittelbar vorangegangener Reise nach Prag.

Auch Clemens VIII. verwechselte Maximilians Inkognito nicht mit mangelndem Interesse oder gar politischer Distanzierung. Er ließ dem bayerischen Prinzen bereits in Innsbruck wertvolle Willkommensgeschenke überreichen. Als Maximilian am 23. März 1593 in Venedig eintraf, arrangierte Oberhofmeister Polweiler, dem Inkognito entsprechend, dass Maximilian „beim Rothen Leben unbekandter weiß einlogiert“ wurde. In Murano übernachtete er in einem Haus des Bischofs von Vicenza, „in welcher Behausung sonst niemand gewohnt, und ist superbissima merse zugericht und mit aller nothurrft versehen gewest.“

Bei seiner Ankunft in Rom wurde Maximilian trotz seines Inkognitos bereits vor der Stadt von einigen Kardinälen begrüßt. Diese besondere Ehrenbezeugung wurde genauso sorgfältig im Reisediarium vermerkt wie die Erklärung der Kardinäle, dass diese reduzierte Einholung allein dem Inkognito und damit dem ausdrücklichen Wunsch des bayerischen Gastes geschuldet war: „Weil Ir. dhrt. bei der Bābst: Heyl: und sonst wo vonnöthen, starck angehalten, sonderlich bedenken halber, das sey ohne Ceremonien und entgegen ziehen mögen, den enden einlangen, haben sie es lestlich erhalten, sonst wurde ein grosse anzahl Cardinal underwegen ihre Complimentes Persönlich verricht haben.“

Kurz nach der Ankunft erhielt Maximilian seine erste Audienz bei Clemens VIII., dem er dem Zeremoniell der Kurie entsprechend den Fuß küsste. Obwohl der an Gicht erkrankte Papst zu meist das Bett hüten musste, traf sich Maximilian in den folgenden Tagen mehrmals mit dem Pontifex. Zudem ließ Clemens VIII. zu Maximilians Ehren ein großes Festbankett ausrichten „wo er Ir Drlt. zu ehren starkh geschossen, stattlich musicam, feuerwerkh gehalten und beschließich den Schaz lassen sehen [...]“: „Das Inkognito hielt den Papst nicht davon ab, Maximilian öffentliche Ehrungen entgegen zu bringen. Da diese nicht der sozialen Stellung eines Grafen von Trausnitz entsprachen, bezeichneten sie öffentliche Gunstbeweise und förderten die politisch-diplomatischen Ziele der Reise.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts etablierte sich das Inkognito als europaweit angewendetes, aristokratisches Zeremo-

niell. Auch die bayerischen Wittelsbacher praktizierten es sowohl innerhalb als auch außerhalb des Hofes und benutzten es insbesondere bei Reisen. Der bayerische Kurfürst Ferdinand Maria und seine Gemahlin reisten im April 1667 inkognito nach Turin. Prinz Eugen befand sich 1690 inkognito in München, da er auf einem Fest von Maximilian II. Emanuel „keine zeremoniellen Schwierigkeiten“ hervorrufen wollte.

Der bayerische Kurfürst reiste 1709 seinerseits inkognito an den französischen Königshof nach Versailles. Diese Reise führte bereits im Vorfeld zu erheblichen Streitigkeiten über das angebrachte Zeremoniell. Für Maximilian II. Emanuel eröffnete das Inkognito gerade zu diesem Zeitpunkt einen willkommenen Ausweg und ermöglichte diplomatische Treffen in politischen Krisenzeiten. Immerhin hatte der Kaiser den bayerischen Kurfürsten 1706 im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges mit der Reichsacht belegt, und Bayern war von österreichischen Truppen besetzt. 1709 half das Inkognito sowohl dem geächteten bayerischen Kurfürsten als auch dem regierenden französischen König aus einem politisch-zeremoniellen Dilemma und erwies sich schließlich als die beste Möglichkeit, sich ohne Preisgabe monarchisch-dynastischer Prinzipien an einen Tisch zu setzen. Die beiden Monarchen vereinbarten alle Visiten „zu Vermeidung allen Nachtheils, incognito aufzuführen“. Dem bayerischen Kurfürsten gelang es, „unter dieser Masque ein und das andere mahl mit dem König ins geheim zu conferiren.“

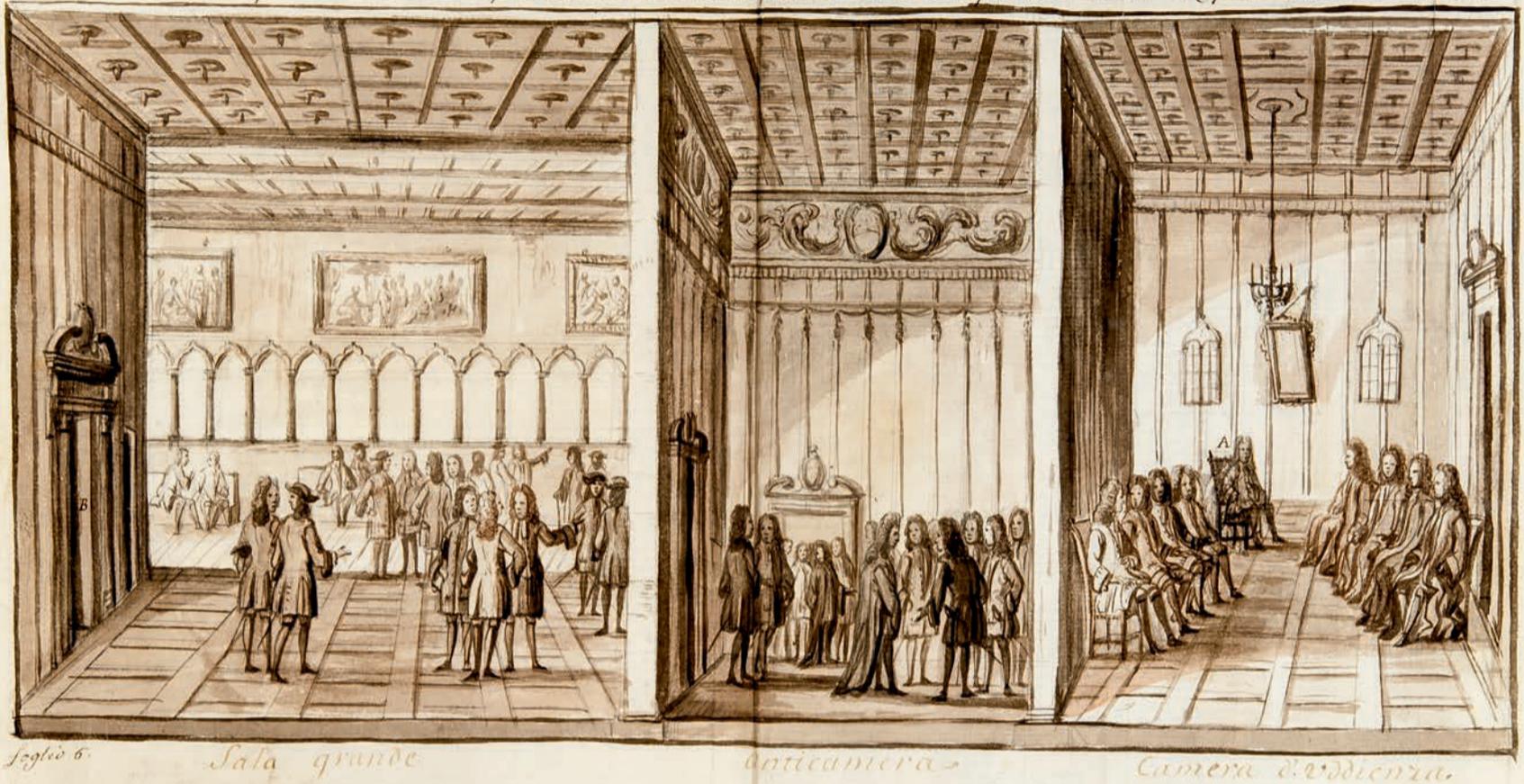
III. Karl Albrecht

1715 bediente sich schließlich auch Kurprinz Karl Albrecht, der älteste Sohn Maximilian II. Emanuels, des Inkognitos, dessen wittelsbachische Tradition er mit seiner Reise nach Italien vom Dezember 1715 bis zum August 1716 fortsetzte. Karl Albrechts Reise zählt einerseits zu den frühneuzeitlichen Bildungsreisen hochrangiger Adliger und künftiger Monarchen. Andererseits verfolgte sie politische Ziele, da sie Bayerns Allianzen nach dem Spanischen Erbfolgekrieg stärken sollte. Dies betraf in erster Linie das Verhältnis zur päpstlichen Kurie in Rom, einem traditionell wichtigen politischen Partner der katholisch-bayerischen Dynastie, dem auch für die geistliche Karriere der beiden jüngeren Brüder des Kurprinzen entscheidende Bedeutung zukam.

Nach eingehender Konsultation mit seinem diplomatischen Vertreter in Rom entschied Maximilian II. Emanuel, dass sein Sohn sich auf der Reise des Zeremoniells des Inkognitos bedienen sollte. Dabei verwies er explizit auf die Reise Maximilians von 1593 und vertraute darauf, dass man sich in Rom dieser günstig verlaufenen Begegnung erinnerte. Folgerichtig sollte Karl Albrecht genauso wie vor ihm Maximilian unter dem Pseudonym eines Grafen von Trausnitz die Apenninhalbinsel durchqueren. Darüber hinaus ließ das Inkognito dem Kurprinzen mehr Zeit für Bildung und Besichtigungen, reduzierte obligatorische Visiten und erlaubte es, auf prunkvolle Empfangs- und Abschiedszeremonielle zu verzichten. In Anbetracht der katastrophalen finanziellen Lage der bayerischen Monarchie nach dem gerade beendeten Spanischen Erbfolgekrieg fiel die Kostenersparnis der aufwendigen Reise besonders ins Gewicht.

Obwohl es das Inkognito rechtfertigte, die Anzahl der Reisebegleiter zu reduzieren und den finanziellen Aufwand für Geschenke zu begrenzen, blieb Karl Albrechts Reise mit hohen Kosten verbunden. So wie Wilhelm V. 1593 sah sich auch Maximilian II. Emanuel gezwungen, eine größere Anleihe aufzu-

Il Ser.^{mo} Principe Elet.^{te} riceve la prima visita delli quattro Nobili deputati dalla Republica di Venezia.



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68398 Bastian Krack

Die venezianischen Abgesandten kommen zur ersten Audienz zu Kurprinz Karl Albrecht in den Palazzo Correr,

wo der junge Wittelsbacher während seines Aufenthaltes in der Lagunenstadt wohnte.

nehmen, um die anfallenden Ausgaben zu finanzieren. Denn für die Inkognitoreise seines Sohnes hielt der bayerische Kurfürst ein Gefolge von rund 70 Personen für angebracht. Zu diesem zählte Oberhofmeister Gotthard Hellfried Graf von Welz ebenso wie verschiedene Kammerherren, zwei Sekretäre, ein Arzt, ein Beichtvater und mehrere Köche. Das Gepäck Karl Albrechts bestand unter anderem aus 45 Truhen und Koffern, 36 Säcken sowie mehreren Matratzen.

Dieses Gefolge überstieg die übliche Reisebegleitung sowohl offiziell als auch inkognito reisender Prinzen und Kurprinzen. Der finanzielle und logistische Aufwand zeigt, dass Maximilian II. Emanuel mit dem zeremoniellen Status des Inkognitos keineswegs die Bedeutung der Reise relativieren wollte. Der bayerische Kurfürst hoffte vielmehr, deren Bildungs- und diplomatische Ziele erfolgreicher umzusetzen. Am 1. Dezember 1715 instruierte Maximilian II. Emanuel Oberhofmeister Graf von Welz, dass dem Kurprinzen von Trausnitz auch „in privato [...] d[ie] geziemende praedicat, und anders gewöhnliche tractament“ gegeben werden solle. Denn damit, so der Kurfürst, könne einerseits alles „ceremoniel evitiret“ werden und sein Sohn „überall al inkognito tractiret

zu werden verlangen“ und daher insbesondere Visitenwünsche ablehnen.

Der bayerische Kurfürst betonte, dass sich Karl Albrecht keinesfalls mit „Altezza“ titulieren lassen sollte, um auf diese Weise seinen zeremoniellen Status zu verwässern. Dies lag auch darin begründet, dass die Reinvestitur Max II. Emanuels erst am 19. Mai 1717 stattfand, was die zeremoniellen Vorbereitungen der Reise seines Sohnes zusätzlich verkomplizierte. Das Inkognito des Kurprinzen verwies auf ein zeremonielles Privileg, das sowohl die dynastischen Ansprüche der Wittelsbacher als auch die politische Stellung Bayerns betonte. Der bayerische Kurfürst versicherte sich daher vorsehend am Wiener Hof, dass der Vatikan seinen Sohn keineswegs zwingen könne, sein Inkognito abzulegen. Der Wiener Hofstab, dem diese Anfrage auf Grund fehlender Präzedenzfälle Kopfzerbrechen bereitete, bestätigte die Meinung des Kurfürsten, der diese Entscheidung unmittelbar seinem Gesandten in Rom mitteilte.

Wie für eine Inkognitoreise üblich, spielte sich auch der Italienaufenthalt Karl Albrechts in der Öffentlichkeit ab. Die lokale Presse informierte ihre Leser an den einzelnen Reisestationen sowohl über die Ankunft als auch über die wahre Identität des Grafen von Trausnitz.

In den wichtigsten der über 70 aufgesuchten Stationen, wie in Venedig, kündigte der jeweilige bayerische Resident die Ankunft des Inkognitogastes vorsehend an.

Nicht nur wegen des Inkognitos bildete das Spiel mit Identitäten einen zentralen Bestandteil der Reise des bayerischen Kurprinzen. In Innsbruck wurde zu seinen Ehren eine sogenannte Wirtschaft veranstaltet, bei der die Teilnehmer ebenso fiktive Rollen annahmen wie bei dem Königreich, mit dem sich die Reisegesellschaft bei der 40-tägigen obligatorischen Quarantäne vor der Einreise ins venezianische Hoheitsgebiet die Zeit vertrieb. In Venedig traf sich Karl Albrecht mit dem ebenfalls inkognito reisenden sächsischen Kurprinzen Friedrich August, der sich auf seiner achtjährigen Bildungsreise durch Europa bereits zum dritten Mal inkognito in der Lagunenstadt aufhielt. Der als Graf von Lausitz mit einem Gefolge von 27 Personen reisende sächsische Kurprinz knüpfte schnell freundschaftliche Kontakte mit dem Grafen von Trausnitz, mit dem er sich in den folgenden Wochen mehrmals traf. Auch Friedrich August setzte eine dynastische Tradition fort. 1685 bediente sich der sächsische Kurprinz Johann Georg für sein Inkognito der Identität eines Grafen von Barby, und 1687 reiste

Friedrich Augusts Vater, der spätere August der Starke, inkognito als Graf von Leisnig mit einem eigens auf diesen Namen ausgestellten Pass durch Europa.

Venedig war mit Inkognitogästen vertraut. Bereits nach dem Aufenthalt Heinrichs III. 1574 wurden bestimmte Besuche im Zeremonialprotokoll als „senza cerimonia“ vermerkt. 1578 avancierte Guglielmo Gonzaga, der Herzog von Mantua, zum ersten Inkognitogast der Dogenrepublik. Damit initiierte er eine lang anhaltende Tradition, da in den folgenden Jahren fast alle hochrangigen Gäste die Serenissima inkognito besuchten. So kam 1708/09 Kronprinz Friedrich von Dänemark, der als Graf von Oldenburg durch Italien reiste, nach Venedig. Allerdings galten in Venedig besondere Gepflogenheiten für die zeremonielle Umsetzung eines Inkognitos. Denn nur die wenigsten Inkognitogäste verwendeten in der Lagunenstadt ein Pseudonym. Dies lag nicht zuletzt darin begründet, dass die Mehrzahl der Besucher, so wie Karl Albrecht, für den Karneval anreiste. Zumindest teilweise wurde das Inkognito deshalb im Karneval gerade dadurch umgesetzt, dass die Gäste keine Maske trugen. Wann eine Maske ein Inkognito anzeigte, intensivierte oder aufhob war zwar nicht verbindlich geregelt. Aber auch Karl

Abrecht nahm am Faschingsdienstag 1716 unmaskiert an einem Ball im Theater San Giovanni Grisostomo teil.

Rom bildete die wichtigste Station der Italienreise des Kurprinzen. Hier hielt er sich nicht nur am längsten auf, sondern traf mit Papst Clemens XI. auch seinen bedeutendsten Gesprächspartner. Seinem Inkognito entsprechend logierte der bayerische Kurprinz nicht als offizieller Gast im Vatikan, sondern im Palazzo des bayerischen Gesandten Abate Alessandro Clemente Scarlatti. Am Palmsonntag, zwei Tage nach seiner Ankunft, empfing Karl Albrecht zusammen mit vielen anderen Gläubigen am Monte Cavallo einen Palmzweig, wobei „das incognito dergestalt observiert“ wurde, dass Oberhofmeister Welz und Kammerherr Santini zuerst vor den Pontifex traten.

Einen Tag später, am 6. April 1716, erhielt Karl Albrecht seine erste Papstaudienz.

Clemens XI. erwies Karl Albrecht kurz darauf nicht nur die Ehre, diesem von ihm selbst bei der Prozession getragenen Palmzweig zu übersenden, sondern beordnete zudem eine von seinem Neffen Carlo Albani angeführte Delegation zum Kurprinzen, die im Namen des Papstes versicherte, dass „solche [Clemens XI. – VB] jederzeit ein sonderes verlangen getragen, durch öffentliche bezeugungen Ihro Durchlaucht allen dero großen rang und gebührende ehren zu erweisen. Weilen aber selbe in dieser stadt al'incognito unter den nahmen des Grafen von Traußnitz seyn wolten, der Pabst wider seinen willen von dem gefassten vornehmen abgehalten wurde etc.“

Einen Tag später, am 6. April 1716, erhielt Karl Albrecht seine erste Papstaudienz. Dabei wurde der Graf von Trausnitz von dem Kammerherrn Santini, Abate Scarlatti und Oberhofmeister Welz begleitet. Trotz seines Inkognitos durfte er ebenso wie Santini seinen Hut aufbewahren, was als weitere zeremonielle Geste des Papstes zu deuten ist.

Unabhängig vom Inkognito verlangte das zeremonielle Procedere einer Audienz beim Oberhaupt der katholischen Kirche den obligatorischen Fuß- beziehungsweise Pantoffelkuss, so wie ihn 1593 bereits Maximilian von Bayern geleistet hatte. Auf Grund dieser obligatorischen Unterwerfungsgeste waren seit dem Besuch Karls V. von 1530 keine Herrscher aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nach Rom gereist. Die 1630 von Urban VIII. erlassene Verordnung, dass Kardinäle zeremoniell höher stünden als alle weltlichen Herrscher außer Könige, hatte für zusätzliche Komplikationen gesorgt.

Der Papst erwies dem Grafen von Trausnitz daher die besondere Ehre, ihn nach dem Fußkuss an der Hand zu nehmen, aufzuhelfen und mit den „zartmütigsten expressionen und vergüssung der thränen“ zu umarmen. Zudem erklärte Clemens XI., dass es „fare un affronto di levare la maschera a chi vuol esser sconosciuto“ und er eigentlich gerne „maggiori dimostrazioni a questi cavalieri bavaresi“ kundtun würde.

Das Inkognito hinderte Karl Albrecht keineswegs daran, den Papst zu treffen. Seine angenommene Identität erlaubte es ihm vielmehr, die Demutsgeste des Fußkusses auszuführen, ohne dadurch die hierarchisch-zeremonielle Überlegenheit des Heiligen Stuhls über das Kurfürstentum Bayern offiziell anzuerkennen. Zudem eröffnete das Inkognito sowohl dem bayerischen Kurprinzen als auch Clemens XI. zusätzliche Spielräume für demonstrative Freundschaftsgesten und Verbundenheitsbeweise. □

Papstmesse oder Amphitheater? Wege durch Italien im 17./18. Jahrhundert

Reinhard Stauber

„Das Leben ist eine Pilgerfahrt, und wir alle sind nur Wanderer auf Erden“. Mit diesem den frühneuzeitlichen Menschen vertrauten Bild beginnt das 1699 erschienene Werk des in Rom lebenden französischen Buchhändlers François Deseine „Nouveau Voyage d'Italie“. Die knappe Einleitung, die Italien zum lohnendsten Reiseziel überhaupt stilisiert und in Wendungen aus Antike und Humanismus das Lob des Landes und seiner Landschaft singt, vermittelt uns ein eindrückliches Bild von der Gemengelage der Motive, aus denen im uns hier interessierenden Zeitraum die Reise nach Italien angetreten wurde: „Fromme Leute können ihrer Andacht an den heiligen Stätten, sei es in Rom oder in Loreto, nachgehen, oder auch an anderen Stellen ...; sie werden dort eine große Fülle von Sündenerlassen und Ablässen erwerben können ... Diejenigen, die im politischen Leben stehen und Verantwortung tragen, werden sich in der Regierungskunst vervollkommen, indem sie die ausgeklügelten Verfahrensweisen der ... Venezianer und der raffinierten Höflinge des römischen Hofes untersuchen. Die Liebhaber der Antike werden ihre Neugierde befriedigen, indem sie die schönen Ruinen der antiken Bauten ... Statuen ..., Medaillen und andere antike Zeugnisse in Augenschein nehmen, insbesondere in Rom und in der Umgebung Neapels. Schließlich werden sich auch die Freunde der schönen Künste dort mehr als anderswo vervollkommen können, da diese dort in größerer Blüte als an irgendeinem anderen Ort stehen ... Die schönste Musik und die wohlklingendsten Konzerte hört man in Italien. Und es ist Italien, das in der Malerei, Bildhauerei und Architektur den guten Geschmack hervorgebracht oder in anderen Fällen wiederhergestellt hat“.

Hier haben wir alles zusammen, was für die kurze Collage, die dieser Beitrag liefern will, von Wichtigkeit ist – medizinische Indikationen wären noch anzufügen: Michel de Montaignes Italienfahrt von 1580/81 war eigentlich eine Badereise, durch die er seine Kolikschmerzen zu lindern hoffte. Am Beginn stehen, lange Zeit beherrschend und bis heute nicht verschwunden, religiöse Motive und religiöse Bezüge im weitesten Sinn. Es folgt, im Zeitalter des Humanismus, ein spezifisch gelehrtes Interesse an den neuen Tendenzen in Wissenschaft und Kunst auf der Halbinsel. Auch dadurch wird Italien im 17. Jahrhundert zum Ziel der adligen Kavaliertour, die der Vermittlung von Bildung, der Einübung in eine standesgemäße Lebensführung (nicht zuletzt in den Genuss des Lebens auf allen erdenklichen Gebieten) dient und auch in der Prinzenziehung regierender Häuser einen wichtigen Rang einnimmt. Vielfältig sind die Übergangsformen zum „Grand Tour“, der seit etwa 1650 vermehrt die Engländer nach Italien bringt. Hier sind schon viele Elemente des Wandels der Kavaliertour zur bürgerlichen Studienreise des späteren 18. Jahrhunderts greifbar, die Italien als Land der Kunst und Wiege der europäischen Kultur aufsuchte und weiterhin schätzte, während das Urteil der Aufklärer über die politische Verfassung der italienischen Staatenwelt zunehmend kritisch ausfiel.



Prof. Dr. Reinhard Stauber, Professor für Neuere und Österreichische Geschichte, Universität Klagenfurt

I. Die Reise als Routine

Als der wittelsbachische Kurprinz unterwegs war, ist die Reise durch Italien bereits Routine geworden, sind die Etappenorte, Routen und Besichtigungspunkte weitgehend standardisiert. Es ist nur ein Teil des Landes, der den Reisenden auf diesen Routen vor Augen kommt: das Veneto, Emilia und die Romagna, die Kirchenstaat, die Toskana und die Lombardei vor allem, Umbrien, Ligurien und Piemont nur im Anschnitt – der Rest, vor allem der Süden, so gut wie gar nicht.

Die Reise durch Italien dauerte mindestens vier Monate, nicht selten neun oder mehr. Nach Möglichkeit wurde die Route nach den klimatischen Bedingungen und nach dem Festkalender ausgerichtet. Das hieß im Idealfall: Karwoche und Ostern in Rom; Karneval oder die Zeremonie der Vermählung des Dogen mit dem Meer am Himmelfahrtstag in Venedig; die Handels-Messen in den oberitalienischen Städten (mit ihrem attraktiven Musikprogramm) im Frühsommer.

Dreh- und Angelpunkt jeder Italienreise, das wichtigste Ziel war immer Rom, daneben fehlten Venedig und Neapel nie. Dahinter folgten die Städte Florenz, Genua und Mailand, mit einigem Abstand Turin. Südlicher als Neapel führte der „Giro“ vor 1750 in der Regel nicht; die Überfahrt nach Sizilien, zu Schiff von Neapel aus und oft kombiniert mit einem Besuch auf Malta, kam vor, war aber die Ausnahme. Erst Goethe, der 1787 eine außergewöhnlich strapaziöse Route zur Durchquerung der Insel wählte, sollte resümieren: „Italien ohne Sizilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist erst der Schlüssel zu allem.“

Franzosen und Engländer kamen, über Graubünden oder den Mont Cenis, zuerst nach Turin oder Mailand. Aus den deutschsprachigen Gebieten führten die Passsysteme von Brenner und Tauern nach Verona, Padua oder Venedig. Über Ravenna und Rimini ging es nach Ancona und Loreto (ein wichtiges

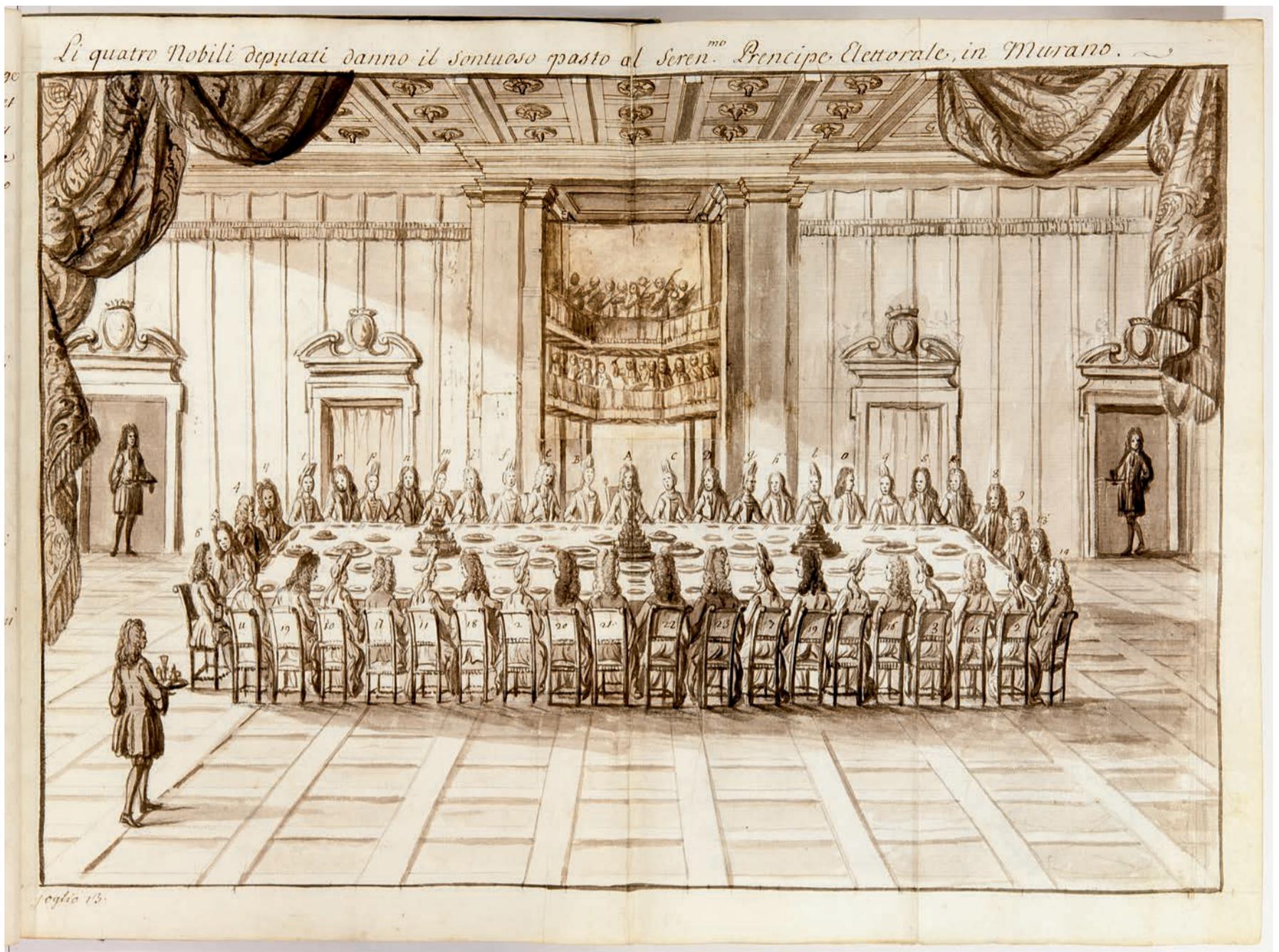
Ziel fast aller Reisen) und weiter über Spoleto auf der Via Flaminia nach Rom, wo der längste Aufenthalt geplant war.

Obligatorisch war dann die Reise über Terracina und Gaeta nach Neapel. Diese Tour war bereits im 17. Jahrhundert in Form einer Pauschalreise buchbar, mit Unterkunft, Verpflegung und Fahrt inklusive zweier Ausflüge von Neapel aus. Die Fahrt allein dauerte einfach vier Tage und war als gefährlich verrufen. Doch die Stadt Neapel, im 18. Jahrhundert eine europäische Metropole mit über 300.000 Einwohnern (doppelt so viele wie Rom), galt ihrer Lage wegen als die schönste Stadt Italiens. Ausflüge zum Vesuv, nach Pozzuoli und zu den vulkanischen Phänomenen der Phlegräischen Felder sorgten für Nervenzitell, und die Schönheit Capris hatten im 18. Jahrhundert vor allem die Briten bereits entdeckt. John Dryden junior beschrieb schon um 1700 die Grotta Cieca an der Südküste mit einem epochemachenden Wort: „This cavern looks so romantic.“ Für Gebildete und Gelehrte stellten die Ausgrabungen in Pompeji und Herculaneum ab 1748 neue Anziehungspunkte für eine Reise nach Kampanien dar.

Auch die Lombardei galt wegen ihrer Fruchtbarkeit und der attraktiven landschaftlichen Szenarien als schöner Landstrich und wurde als „Garten Italiens“ gepriesen. Am anderen Ende der Skala wirkte die dünn besiedelte, extensiv genutzte und malarieverseuchte Gegend nördlich von Rom, die „Campagna di Roma“, auf alle Reisenden öde und bedrückend, und nicht selten mischte sich Enttäuschung in die Berichte, dass Rom, das ersehnte Reiseziel, inmitten einer so trostlosen Landschaft lag. Dazu der große Gelehrte Charles de Brosses, Präsident des Parlaments von Dijon: „Wissen Sie, was das ist, diese Campagna? Eine Masse unfruchtbarer, unbebauter Hügelchen ohne ein menschliches Wesen, das Abstoßendste und Kümmerlichste, was man sich denken kann. Romulus muss geradezu betrunken gewesen sein, als er darauf kam, in einem derartig hässlichen Gelände seine Stadt zu bauen.“ Offensichtlich stützte er sein Urteil auf den Utilitarismus des merkantilen Zeitalters, in dem der Boden nach Nützlichkeit und Ertrag bewertet wurde.

Für die Rückkehr von Rom nach Norden wurde in der Regel jene Landseite gewählt, die auf der Hinfahrt nicht durchreist worden war, also entweder auf der Via Cassia über Viterbo und Siena nach Florenz und weitere Städte der Toskana wie Pisa, Lucca und Livorno Richtung Genua (dessen städtebauliche Anlage regelmäßig viel Bewunderung fand), oder an die Adriaküste und dann über Bologna Richtung Mailand, Mantua oder Venedig.

Die angesprochene Standardisierung der Wege und Ziele kam durch die Postrouuten zustande. Personen von Stand wie der bayerische Kurprinz reisten natürlich mit eigener Equipage; auch die Engländer kamen zunehmend mit eigenen Kutschen, für die in Calais und Rom florierende Gebrauchtwagenmärkte existierten. Aber das Gros der Reisenden nutzte die „fahrende Post“, deren Verbindungsnetz schon Mitte des 16. Jahrhunderts gut ausgebaut war. Planbarkeit und eine gesicherte Infrastruktur an Gasthäusern sprachen für das Reisen mit der Post, und die Reisezeiten entsprachen den Möglichkeiten der Epoche. Joachim Christoph Nemeiz gibt Anfang des 18. Jahrhunderts für die Route Augsburg-Venedig (über den Brenner und die Valsugana; knapp 600 Kilometer) 21 Poststationen an, die in 117 Stunden reiner Reisezeit durchfahren wurden. Geht man von einer durchschnittlichen Fahrtdauer von sieben Stunden am Tag aus, so ist die Reise Augsburg-Venedig auf 17 Tage zu veran-



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D6414 Bastian Krack

Dieses Festessen für Kurprinz Karl Albrecht fand am 4. März 1716 im Palazzo Corner auf der venezianischen Insel Murano statt.

schlagen. Für die etwa 300 Kilometer lange Strecke von Loreto nach Rom (über Spoleto) waren als reguläre Reisezeit fünf Tage angesetzt.

Die geplanten Reisezeiten konnten nicht nur durch Unbilden der Witterung und alle Arten von Unfällen illusorisch werden, sondern auch durch eine im frühneuzeitlichen Italien verbreitete bürokratische Praxis, die Einforderung von Gesundheitsbescheinigungen („fede di sanità“). Vor allem in den großen Hafenstädten mussten über maritime Routen einreisende Personen nachweisen, dass sie aus einem Gebiet kamen, in dem keine ansteckenden Krankheiten herrschten, sonst drohte eine unerwünschte Reiseunterbrechung durch Quarantäne. Besonders rigoros, mit Tendenz zur Beutelschneiderei, wurde diese gesundheitspolizeiliche Routine von der Republik Venedig betrieben, und das nicht nur auf den Lazzaretto-Inseln in der Lagune. Auch Karl Albrecht erging es ja so; an den Weihnachtstagen 1715 saß er in Chievo bei Verona fünf Wochen fest. Als Johann Caspar Goethe (der Vater) 1740 von Wien kommend über Görz ins Venezianische einreisen wollte, wurde er von den „überhängstlichen Venezianern“ in

der Grenzfeste Palmanova vier Wochen in Zwangsquarantäne gesteckt. Er fügte sich ins Unvermeidliche, verlor dann aber die Beherrschung, als man ihm zum Schluss auch noch eine Rechnung für Unterkunft und Verpflegung präsentierte. Trotz dieser Lektion in italienischer Geschäftstüchtigkeit (seine Worte) hat er seinen Sohn später immer wieder dazu gedrängt, nach Italien zu reisen, um Kunst und Kultur des Landes kennenzulernen.

Den standardisierten Reiserouten korrespondierte ein dem Stand der Zeit entsprechendes Informationsangebot. Gedruckte Reiseführer („Guides“) für Italien standen den Reisenden seit 1518 zur Verfügung, Kursbücher für die Postrouuten seit 1563, ein umfassendes Reisehandbuch erstmals 1600 – es war nicht zufällig ein Heiliges Jahr, zu dem Franz Schott aus Antwerpen sein bahnbrechendes „Itinerarium Italiae“ erscheinen ließ. Damit begann das Zeitalter der „Apodemiken“, der umfangreichen und nach dem neuesten Wissensstand informierenden Reise-Handbücher, deren erfolgreichste in vielen Übersetzungen und Auflagen erschienen. Nicht wenige waren von Hofmeistern verfasst, die junge Angehörige adli-

ger Familien auf ihrer Italien-Tour begleiteten. Für die Generation unseres reisenden Prinzen waren die Standard-Referenzen „The Voyage of Italy“ des katholischen Geistlichen Richard Lassels von 1670 und der „Nouveau voyage d'Italie“ des Hugenotten Maximilien Misson, 1685 aus Frankreich nach England geflohen, 1691 im französischen Original, 1713 in deutscher und 1714 in englischer Übersetzung erschienen. Es folgten 1749 Thomas Nugents Standard-Beschreibung des englischen „Grand Tour“, deren dritter Band Italien gewidmet ist, und, gleichzeitig Ende der 1760er, die voluminösen Werke des Abbé Jérôme Richard und des Astronomen Jérôme Lalande, immer noch ohne Kalabrien, Apulien oder Sizilien. In Johann Jacob Volkmanns deutscher Übersetzung von 1770/71 diente Lalandes Compendium Goethe als Nachschlagewerk bei seiner „Italienischen Reise“ 1786/87.

Spezielle Kunstführer kamen erst recht spät auf, 1671 mit dem schmalen Band „Viaggio pittoresco“ des in Frankreich geborenen, in Venedig lebenden Malers Giacomo Barri. Das war ein sehr knapp gefasster Führer zu Bildwerken in Kirchen und Galerien, einiger-

maßen vollständig eigentlich nur für Rom und Venedig – die römische Peterskirche passt auf zwei Seiten, der Dogenpalast in Venedig bekommt immerhin sechs. Was die Wertschätzung für Künstler und Kunstwerke angeht, bleibt die sich bei Barri abzeichnende Tendenz auch bei den ausführlicheren Nachfolge-Werken gleich: Als Epoche am meisten Aufmerksamkeit genießt die Hochrenaissance, das größte Renommee als Maler Raffael („il divino“), Venedig rangiert als Malermetropole vor Rom oder Florenz.

II. Barocke Gelehrsamkeit und Antikenbegeisterung

Das barocke Rom hatte seit Urban VIII. neue Anziehungskraft entfaltet, wofür in Architektur und Kunst Namen standen wie Gian Lorenzo Bernini, Francesco Borromini und Pietro di Cortona, in der Wissenschaft der große jesuitische Universalgelehrte Athanasius Kircher am Collegio Romano oder Giovanni Pietro Bellori, der Leiter der Sammlungen der schwedischen Königin (1632-1654) Kristina, der Tochter Gustav Adolfs und berühmtesten Konvertitin des 17. Jahrhunderts.

Die humanistische Tradition des „iter Italicum“, der Forschungsreise durch die Bibliotheken der Apenninhalbinsel, lebte neu auf in den Aktivitäten der Mauriner, jener gelehrten Benediktiner aus Frankreich, die die Erforschung der älteren Kirchengeschichte auf eine neue methodische Grundlage stellten. Jean Mabillon, Begründer der Urkundenlehre, arbeitete sich während eines halbjährigen Romaufenthalts 1685 durch alle einschlägigen Bibliotheken und Sammlungen; Bernard de Montfaucon recherchierte zwischen 1698 und 1701 in ganz Italien nach griechischen Manuskripten und kopierte zahllose Inschriften.

Von den italienischen Universitäten, zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus ganz Europa breit frequentiert, stellte eigentlich nur noch Padua einen Anziehungspunkt für gelehrte Reisende dar, wegen der besonderen Kompetenzen in Medizin und Physik. Auch die zahlreichen Akademien, die im Zuge der Diffusion humanistischer Gelehrsamkeit im 16. Jahrhundert entstanden waren, konnten als Gelehrtenvereine nicht mehr Schritt halten mit den neuen Institutionen des 17. Jahrhunderts in Paris und London, vermittelten den gelehrten Reisenden aber ohne großen Aufwand nützliche Kontakte vor Ort.

Nach wie vor stand die Bildung der Führungsschichten überall in Europa im Zeichen humanistischer Ideale und damit der Helden, Stoffe und Ideen der klassischen Antike. Und der ideale Ort für die authentische Begegnung mit dieser Antike war, wie in allen Instruktionen und Berichten hervorgehoben wurde, immer noch Italien. Hier wurden Leseerinnerungen lebendig, trat der Kontrast von Einst und Jetzt vor Augen und eine Ahnung dessen, was historische Größe ausmachte. So hatte es Thomas Hobbes geschrieben, 1629 als Tutor des zweiten Earl of Devonshire in Rom unterwegs.

Die großen Antikensammlungen Italiens stellten deswegen weiterhin einen Anziehungspunkt erster Ordnung für die Kunst- und Bildungsreisenden dar. Unvergleichlich war auch hier die zentrale Rolle von Rom mit den Sammlungen auf dem Kapitol (ab 1734 allgemein zugänglich), im Statuenhof des Vatikanischen Papstpalasts, im Palazzo Farnese und in der Villa Medici und in den Villen und Gärten aller großen Familien des Kirchenstaats. All diese Kollektionen waren ohne großen Aufwand zugänglich und bildeten den Stolz dieser Familien, damit, wie Johann Georg Keyßler 1741 notierte, „die Fremden viel davon zu rühmen und zu erzählen haben mögen“.

Von den Engländern, die sich in immer größerer Zahl auf die Tour durch Italien begaben, legte Joseph Addison, der Gründer des „Spectator“-Magazins, seine Italien-Fahrt 1703 als Reise in die Geschichte der Alten Welt an, auf den Spuren der antiken Dichter. Eine ausgesprochene Kunstreise beschrieb der aus einer Familie französischer Glaubensflüchtlinge stammende, in England aufgewachsene John Durant Breval, der auch Sizilien durchreiste und eine der ältesten Abbildungen des Concordia-Tempels von Agrigent lieferte. Die Engländer interessierten sich auch als erste für den Kunstmarkt und den Erwerb von Souvenirs; Richard Boyle, der dritte Earl of Burlington, ein großer Verehrer von Palladio, kam nach fünfjähriger Tour über den Kontinent 1719 angeblich mit 878 Gepäckstücken wieder in Dover an. Das Sammeln antiker Kunstwerke wurde im 18. Jahrhundert zu einem neuen Standard adeliger Repräsentation in England, vorangetrieben von einem eigenen Club, der 1734 begründeten „society of Dilettanti“. Mit ihr beginnt die Geschichte der Antikenbegeisterung

und des Klassizismus auf den britischen Inseln.

Die bei Addison angelegte Wertschätzung für die Antike als kulturellen Maßstab entwickelte sich in den Berichten zweier großer französischer Reisender, Montesquieu und de Brosses, um 1730/40 weiter in Richtung genereller Kritik am Barock, auch an großen Namen wie Bernini. Die goldstrotzenden Kirchen Neapels, bisher immer herausgestellt, galten nun als „dem großen Stil und der edlen Einfachheit der Antike nachrangig“. So interessierte de Brosses sich besonders für die neuen Ausgrabungen in Herculaneum, das beim Vesuv-Ausbruch des Jahres 79 verschüttet worden war. Hierin folgte ihm Johann Georg Winckelmann, 1755 nach Rom gekommen und (nach Konversion) zum „Commissario delle Antichità“ im Kirchenstaat berufen. Seine „Geschichte der Kunst des Altertums“, Kunstgeschichte und Archäologie in hymnischer Sprache miteinander verbindend, wies Generationen von Italienfahrern den Weg zu einem ästhetischen Erlebnis, das er in dem Ausruf ankündigte: „Alles ist nichts gegen Rom.“

III. Das Urteil der Konfession

Das Urteil über die Schauseite des religiösen Lebens in Italien wurde schon früh auf eine Formel gebracht, die sich durch die Jahrhunderte hielt und von Katholiken wie Nicht-Katholiken zustimmend kolportiert wurde. „Die Zeremonien eher prächtig als fromm“ – so hatte Michel de Montaigne, der große Realist und Skeptiker, seine Eindrücke 1580 zusammengefasst. Die Gottesdienste und die vielen öffentlichen Prozessionen seien prunkvoll, doch oft nur auf theatralische Wirkung berechnet. Diesen Eindruck unterstrichen die Auftritte der Prediger, die hohle Rhetorik, enormen Stimmaufwand und pathetisches Gebärdenspiel in einer Weise kombinierten, die auf die nordalpinen Besucher eher abschreckend als überzeugend wirkte. Dem einfachen Volk wurde eine tief empfundene Frömmigkeit nicht abgesprochen, aber oft schlugen quasi-magische Praktiken durch, etwa beim Blutwunder im Dom von Neapel oder bei den Einsetzungsworten im Hochgebet, wenn die Menschen sich während der Messe der Länge nach hinwarfen, die Stirn auf den Boden schlugen und laute Gebete sprachen.

Protestanten oder Anglikaner auf Reisen konnten natürlich dazu neigen, ihr konfessionelles Selbstverständnis in der „Abgrenzung gegen die katholische Sinnenfülle Italiens“ zu gewinnen oder weiter zu bestätigen. John Evelyn bewunderte 1646 die Erweiterungsbauten Gregors XIII. am Vatikanischen Papstpalast, empfand aber die Prozessionen der Karwoche als „heidnischen Pomp“. Johann Georg Keyßler referierte in seinem Text von 1740 alle Wunderberichte, die für die mehrstufige Translatio der Santa Casa (des Hauses Mariens) von Nazareth nach Loreto einschlägig waren, bemerkte aber kritisch, die frühesten Belege dafür stammten aus der Zeit um 1500. Johann Caspar Goethe hielt den Wallfahrtsbetrieb in Loreto für kommerziell motivierten Betrug: „Man müßte aber schon sehr dumm sein, um so etwas glauben zu können.“ Sein Sohn mied den Ort, doch der gleichzeitig mit ihm Italien durchreisende Karl Philipp Moritz bemühte sich um Toleranz und Verständnis, sprach mit den Pilgern, besichtigte eingehend die Marmorverkleidung Bramantes und die Votivgaben der Schatzkammer und erwarb – wie Generationen protestantischer Besucher vor ihm – sogar einen Rosenkranz. Goethe (der Sohn) eilte 1786 an seinem zweiten Tag in Rom mit Tischbein zum Quirinalspalast, um die Messe



Der Landeshistoriker Prof. Dr. Hans-Michael Körner (re.), Vorstandsmitglied der Sprei Stiftung und seit vielen Jahren Leiter von Veranstaltungen zu historischen Themen in der Akademie,

moderierte einen Teil der Tagung. Der Wittelsbacher Herzog Max ist Oberhaupt der Familie der Herzöge in Bayern und somit ein Verwandter des Kurprinzen.

zum Allerseelentag zu erleben, doch enttäuschte es ihn, Papst Pius VI. in seiner priesterlichen Funktion zu sehen, „sich wie ein gemeiner Pfaffe gebärdend und murmelnd“, und er stahl sich sogleich wieder aus der Hauskapelle hinaus, um den Palast zu besichtigen.

Die Konfession diente jedenfalls nicht als Cicerone, besuchten doch katholische, protestantische und anglikanische Reisende alle die gleichen Orte. Zwar empfahl eine umfassende Traktatliteratur (als Beispiel sei die Abhandlung „Der an päbstliche Orte reisende und daselbst wohnende Lutheraner“ des sächsischen Superintendenten Johann Friedrich Mayer von 1683 genannt) den jungen protestantischen Adligen, eingehende Kontakte und vor allem Gespräche über religiöse Themen strikt zu meiden. Eine katholische Kirche dürfe nur aus dem Grund besucht werden, „zu Gottes Ehre ihre [der Katholiken] schädliche, verdammliche Irrthümer desto eher und gewisser zu erkennen“.

In der Realität nahm man es mit derlei Abgrenzungen nicht so genau. Man hakte die üblichen Sehenswürdigkeiten ab, ging zu den Zeremonien und Funktionen, kommentierte sie mehr oder weniger kritisch. Der Kanzleischreiber Jakob Rathgeb, im Heiligen Jahr 1600 mit Herzog Friedrich I. von Württemberg in Rom, beschrieb die Heilige Pforte als „ein schlecht alt steinen Thür Gestell“; bei der Zeremonie zu ihrer Öffnung habe ein enormes Gedränge geherrscht, in dem seinem Herzog, der die Pforte, wiewohl Lutheraner, ebenfalls durchschritt („gleich nach dem Actu“, wie mit Stolz festgehalten wird) die Taschenuhr gestohlen wurde. Schließlich sollte nicht unerwähnt bleiben, dass der Giro durch Italien auch geeignet war, bei einem Besuch der Synagoge in Rom oder eines griechisch-orthodoxen Gottesdiensts in Venedig Ideen von interreligiöser Ökumene zu vermitteln.

Wichtiger als die Kirchen und Zeremonien war den Angehörigen regierender Häuser, gleich welcher Konfession, ihre „politische Verortung in der Hierarchie der europäischen Fürstengeschlechter“, die am römischen Hof zusammenkamen. Die Audienz beim Papst inklusive Handkuss gehörte selbstverständlich dazu, ebenso Empfänge und Geschenke durch die Kardinäle und den römischen Adel, das entsprechende Zeremoniell und Kontakte zu gleich-

rangigen Adligen. Mit dieser Anerkennung ihrer Standesehre als Fürsten war dann ein respektvoller Umgang mit den Praktiken der katholischen Konfession ohne weiteres vereinbar. Die jungen Grafen von Hanau-Münzenberg beobachteten 1684 in Siena die Fronleichnamsprozession vom Fenster ihres Gasthofs aus. Als das Sanctissimum an ihnen vorbeigetragen wurde, vermieden sie das Niederknien, traten aber vorher ein paar Schritte in ihr Zimmer zurück, um öffentlich unbeobachtet zu bleiben.

Die Audienz beim Papst inklusive Handkuss gehörte selbstverständlich dazu, ebenso Empfänge und Geschenke durch die Kardinäle und den römischen Adel, das entsprechende Zeremoniell und Kontakte zu gleichrangigen Adligen.

Das Studium abweichender kirchlicher Praktiken gehörte zum standespädagogischen Standardprogramm der höfischen Bildungsreise; man folgte ihnen möglichst incognito und war bemüht, in keinerlei Richtung Anstoß zu erregen. „Konfessionelle Unterschiede waren auszumachen, dominierten aber nicht die Erfahrungen der jungen Reisenden.“ Rom war für die protestantischen Reisenden von Stand ebenso wichtig wie für die katholischen, aber nicht als die Stadt der „Mirabilia“, sondern als Sitz eines besonderen monarchischen Hofes von europäischem Rang.

IV. Neue Dimensionen im Italienbild des 18. Jahrhunderts

Im Lauf des 18. Jahrhunderts verlor das politisch-kulturelle Modell Italien, wie es sich mit der Renaissance etabliert hatte, an Strahlkraft. In den Kriegen der ersten Jahrhunderthälfte wurde die italienische Staatenwelt zum Objekt der europäischen Mächtepolitik, beherrscht von den Interessen der großen Dynastien Bourbon und Habsburg. Im Zeichen der Aufklärung verschärfte sich die Kritik an den oligarchischen Regierungssystemen der alten Seerepubliken oder an der Ausbeutung der Land-

bevölkerung im Kirchenstaat und in Neapel; immer selbstverständlicher wurde die gesellschaftlich-politische Ordnung der italienischen Staaten mit Kriterien der Dekadenz beschrieben. Der wesentliche Grund dafür wurde nach wie vor in der Rolle der Konfession und im Einfluss der Kirche gesehen. Noch 1804 schrieb der protestantische Theologe Karl Friedrich Benkowitz den schrecklich einfachen Satz nieder: „Je eifriger die katholische Religion an irgendeinem Ort herrscht, umso schlechter sind die Menschen.“

National bezogene Stereotypen im Blick der intellektuellen Eliten aufeinander hatten sich überall in Europa schon im 16. Jahrhundert herausgebildet. Nun machte sich kein Geringerer als Charles de Montesquieu, selbst in den Jahren 1728/29 zwischen Turin, Venedig und Rom unterwegs, an eine Systematisierung der antiken Klimatheorie und schuf damit im 14. Buch seines berühmten „Geists der Gesetze“ eine ethnographische „Geographie der Mentalitäten“, die auf der Dichotomie von Kälte und Wärme, von Norden und Süden beruhte und im Lauf der Zeit zu einer Art anthropologischer Grunddisposition hochstilisiert wurde.

National bezogene Stereotypen im Blick der intellektuellen Eliten aufeinander hatten sich überall in Europa schon im 16. Jahrhundert herausgebildet.

Die Folgen des Lebens im sonnigen, heißen Süden beschrieb Montesquieu als wenig erfreulich. Die Erschlaffung der äußeren Nervenfasern unter Einwirkung der Sonne vermindere intellektuelle und moralische Energien des Menschen; die Folge seien einerseits Mutlosigkeit, Trägheit und die Neigung zum Nichtstun, andererseits eine große Erregbarkeit der Leidenschaften und Neigung zu Verbrechen.

Der Genfer Literat Karl Victor von Bonstetten fasste diese Dichotomie in zwei Typen: Der „Mensch des Südens“ (so sein Buchtitel von 1824) sei voller Aufmerksamkeit für den Augenblick und lebe sorglos in den Tag hinein, sei aber auch beherrscht vom Wüten der Leidenschaften, zuvörderst Rachedurst und Liebesrausch. Der „Mensch des Nordens“ dagegen sei ein Freund von Systematik und Ordnung, plane und handle rational, gebe sich freilich darüber dem Grübeln hin und ver falle der Gefahr zu denken, ohne zu handeln – während der Südländer handle, ohne zu denken.

Die Reiseberichte des 18. Jahrhunderts nahmen wohl Kenntnis von der Kritik und den völkerpsychologischen Topoi der Aufklärer, doch bestimmend ist eine andere Tendenz, ein Paradigmenwechsel, wie er beim Vergleich der Berichte von Vater und Sohn Goethe oder im Titel von Laurence Sternes Roman „A Sentimental Journey“ deutlich wird: Auf Kosten der rational-enzyklopädischen Studienziele tritt das Primat des Ästhetischen in den Vordergrund. Dieser sentimental-romantischen Reise wohnte auch das starke psychologische Moment inne, die Begegnung mit dem Fremden beitragen zu lassen zur Herausbildung der eigenen Persönlichkeit. So konnte ein Aufbruch zur Flucht geraten, der Weg zum Ziel, und das Interesse an romantischen Sinneseindrücken unterwegs wuchs an. Seit damals bleibt Italien als Inbegriff des Südens für die Reisenden aus dem Norden bis heute ein Sehnsuchtsort, freilich kaum mehr als Inbegriff einer besseren Welt. □

Die Wittelsbacher und Italien vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. Vom Kriegszug zur Kavaliertour

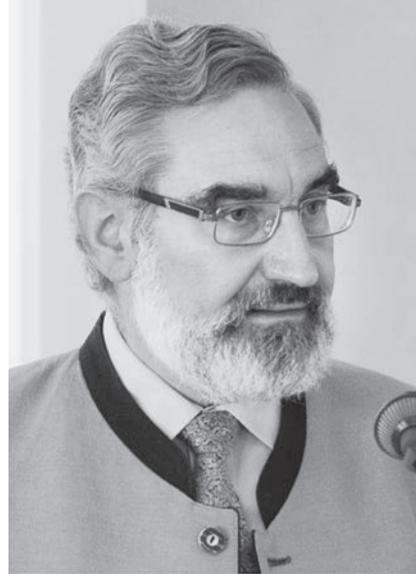
Gerhard Immler

I. Wittelsbacher als Fürsten des Reiches auf Italienzug

Die Wittelsbacher und Italien – ein Thema, das eine ganz lange Geschichte hat, war doch ein Ereignis, das sich auf italienischem Boden abspielte, mitursächlich für den Aufstieg des Hauses zur Herzogswürde in Bayern. Otto von Wittelsbach, Pfalzgraf in Bayern, kämpfte 1155 für Kaiser Friedrich I. bei dessen erstem Italienzug in schwieriger Lage an der Veroneser Klause den Rückweg frei und sicherte sich durch diese Waffentat das dauernde Wohlwollen des Herrschers. Diese durch ihre künstlerischen Darstellungen besonders aus dem 19. Jahrhundert bekannte Szene war aber bei weiten nicht die einzige Gelegenheit, bei der Otto sich im Dienst des Staufers in Italien betätigte: Er war auch beteiligt an dessen zweitem Italienzug von 1158 bis 1162 zur Unterwerfung der lombardischen Städte und kam 1159 als Führer einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Rom, wo er bei der Papst-Doppelwahl dieses Jahres den kaiserfreundlichen Gegenpapst Viktor [IV.] stützte.

Einen Höhepunkt wittelsbachischer Italien-Beziehungen setzte der 1314 zum König gewählte Ludwig IV., der Bayer, als er im Spätwinter 1327 von Trient nach Süden aufbrach. Sein erstes Ziel war Mailand, wo er die Stadtherren aus der Familie Visconti gegen ein päpstlich-neapolitanisches Heer unterstützte und mit der Eisernen Krone der langobardischen Könige gekrönt wurde. In Rom wurde der vom – in Avignon residierenden – Papst Gebannte am 17. Januar in einem ungewöhnlichen Verfahren im Namen des römischen Volkes zum Kaiser gekrönt. Aufgrund von Versorgungsproblemen und des Todes wichtiger Parteigänger musste er die Ewige Stadt aber schon Anfang August 1328 wieder räumen. Die folgenden 15 Monate verbrachte er in der Toskana und in Oberitalien, ehe er zu Weihnachten 1329 wieder in Trient und Anfang Februar 1330 in Bayern eintraf. Zu dem anfangs geplanten baldigen zweiten Italienzug zur Stabilisierung der kaiserlichen Herrschaft in diesem Land kam es nie; als einziger Ertrag blieb die wegen der fehlenden Anerkennung durch die päpstliche Kurie anfechtbare Kaiserwürde. Ludwig suchte dies zu kompensieren durch eine demonstrative propagandistische Aufwertung der mit der Stadt Rom verbundenen Tradition, an der der Papst durch seinen Umzug nach Avignon Ver rat begangen habe.

Auch unter Ludwigs Söhnen und Enkeln fehlt es nicht an Personen, die sich zeitweise in Italien politisch und militärisch betätigten. Herzog Stephan II. zog 1365 nach Mailand, um im Bündnis mit den Visconti das zwei Jahre zuvor an die Habsburger verlorene Tirol zurückzuerobern. Heraus kam eine Heiratsverbindung. Wieder zwei Jahre später feierte der Herzogssohn Stephan III. Hochzeit mit Thaddea Visconti. War bei diesen Aktivitäten noch das bayerische Interesse an Tirol im Spiel gewesen, so entsprang ein erneutes italienisches Intermezzo im Leben Herzog Stephans III. einer Mischung aus reichspolitischem Engagement und Abenteuerlust. Im Auftrag König Wenzels zog er 1380/81 mit einem



Dr. Gerhard Immler, Ltd. Archivdirektor, Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München

kleinen Heer nach Italien, um dessen Romzug vorzubereiten. Dazu kam es nie, aber der bayerische Herzog blieb erst einmal im Land südlich der Alpen, trat vor dem Hintergrund des Schismas in die Dienste des römischen Papstes und eroberte für diesen als fürstlicher Condottiere die Stadt Todi in Umbrien, die sogar für zwei Jahre einen bayerischen Stadtpfleger erhielt. Wieder zehn Jahre später überschritt Stephan III. nochmals die Alpen, um in Erbstreitigkeiten im verschwägerten Mailänder Herzogshaus einzugreifen, verlegte sich dann aber auf das Feld der Diplomatie: Er ging nach Rom, wo er sich vom dortigen Papst Bonifaz IX. mit einem Verhandlungsauftrag zur Wiederherstellung der Kircheneinheit beauftragen ließ – ehrenvoll, aber erfolglos. Ebenso scheiterte Stephans Sohn Ludwig der Bärtige im Sommer 1401, als er sich am Italienzug des neugewählten Königs Ruprecht, eines Wittelsbachers der pfälzischen Linie, beteiligte. Der blieb in Oberitalien stecken und brachte nicht die ersehnte Kaiserkrönung in Rom ein. Dies sollte die letzte Gelegenheit bleiben, bei der ein Wittelsbacher sich südlich der Alpen kriegerisch betätigte.

II. Das Studium an italienischen Universitäten

Es dauerte zwei Generationen, ehe wieder ein Angehöriger des Hauses Bayern das Land am Mittelmeer aufsuchte. Als Herzog Albrecht III. von Bayern-München 1460 starb, hinterließ er fünf Söhne, doch nur die beiden bereits volljährigen Johann und Sigmund übernahmen gemeinsam die Regierung. Die jüngeren Brüder, der vom Vater für den geistlichen Stand bestimmte Albrecht sowie Christoph und Wolfgang wurden zum Studium nach Italien geschickt. Dahinter steht eine neue Auffassung von den Pflichten eines Herrschers, die diesen nicht mehr als den ersten Ritter, sondern als den obersten Verwalter des Landes auffasste, aber auch eine rechts-

geschichtliche Entwicklung, die damit parallel läuft, die Rezeption des an den italienischen Universitäten gelehnten römischen Rechts in den Gegenden nördlich der Alpen. Der nach dem frühen Tod des ältesten Bruders 1463 und der Abdankung des unfähigen zweiten 1467 doch noch zur Regierung gelangte Albrecht IV. sollte von den in Italien erworbenen juristischen Kenntnissen denn auch geschickten Gebrauch machen. Durch einen neuen Regierungsstil – „an seinem Schreibtisch weit mehr zu Hause als im Sattel seines Reitpferds“ – hat er sein Teilherzogtum und schließlich das wiedervereinigte Bayern aus dem Mittelalter in die Moderne geführt.

Die pfälzischen Wittelsbacher hatten schon im Spätmittelalter mehrfach nachgeborene Söhne in der Reichskirche untergebracht. Für die bayerische Linie erlangte die Möglichkeit der Versorgung nicht erbberechtigter männlicher Nachkommen durch die Gewinnung von geistlichen Fürstentümern erst mit einem einschneidenden Verfassungswandel Bedeutung. Es gehörte zur neuen Auffassung von Herrschaft, die mit Albrecht IV. Einzug gehalten hat, dass das Land nicht mehr wie irgendein Privatbesitz geteilt wurde. Die Primogeniturordnung von 1506 schob dem einen Riegel vor, auch wenn ihre Durchsetzung sich in der folgenden Generation noch als schwierig erweisen sollte. Albrechts zweiter Sohn Ludwig X. konnte schließlich unter Berufung darauf, schon vor Erlass der Erbfolgeordnung geboren zu sein, seinem Bruder Wilhelm IV. ein Recht der Mitregierung abringen. Danach aber erwiesen sich beide als umso härter gegenüber ihrem jüngsten Bruder Herzog Ernst. An ihm wurde erstmals durch-exerziert, was von nun an ziemlich regelmäßig das Schicksal nachgeborener Söhne unter der Geltung der Primogeniturordnung sein sollte: Der Eintritt in den geistlichen Stand. Ernst wurde, kaum den Kinderschuhen entwachsen, von seinen Brüdern in Begleitung seines Lehrers Johannes Aventinus nach Pavia und Rom geschickt. An der berühmten Universität des erstgenannten Ortes hörte der Prinz juristische Vorlesungen. Der Rombesuch aber diente nur der allgemeinen Erweiterung des Horizonts und keineswegs der theologischen Ausbildung. Eine solche galt zu dieser Zeit kurz vor dem Beginn der Reformation noch nicht als Voraussetzung für einen Bischofsstuhl der Reichskirche und Ernst blieb denn auch zeitlebens ohne höhere Weihen, obwohl er von 1517 bis 1540 Administrator des Bistums Passau und anschließend bis 1554 des Erzbistums Salzburg war.

Anders verhielten sich die Voraussetzungen zwei Generationen später beim ebenfalls auf den Namen Ernst getauften Sohn Herzog Albrechts V. von Bayern, der noch als Kind für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Dabei ging es aber nun nicht mehr nur um die bloße Versorgung eines nicht erbberechtigten Sohnes, sondern der Prinz sollte als Protagonist einer wittelsbachischen Bistumspolitik großangelegten machtpolitischen Zwecken dienen. Ebenfalls geändert hatten sich durch das Konzil von Trient die kirchenpolitischen Voraussetzungen. Ohne ein Mindestmaß an Vorbildung für den geistlichen Stand ging es nicht mehr, auch wenn die Postulation des erst elf-jährigen Herzogssohns zum Bischof von Freising von Papst nach einigem Zögern aus übergeordneten kirchenpolitischen Gründen bestätigt worden war.

Um Ernsts Chancen auf weitere und politisch lukrativere Bischofssitze zu vergrößern, verordnete der Vater ihm 1574 einen Studienaufenthalt in Rom. Schon auf der Reise dorthin ergaben sich aber Probleme, denn der junge Herzog benahm sich in Florenz „und andern mer orten

... ungebührlich, ergerlich undt seinem standt ungemäß“. Der Vater drohte dem Sohn mit der Zurückberufung nach Bayern, denn dessen Verhalten gereiche ihm, dem regierenden Herzog zu „spot, schandt und verkhlinerung“. Herzog Ernsts Benehmen aber machte weiter große Sorgen. In einer Sommernacht entwischte er mit Hilfe eines Vertrauten, der zuvor eingestiegen war, an einer Strickleiter um drei Uhr nachts aus seinem römischen Quartier, was jedoch nicht unbemerkt blieb, denn auf der Gasse befindliche Leute glaubten an flüchtige Diebe und fingen zu lärm an. Nur mit Mühe gelang es den Bediensteten, Aufsehen zu vermeiden. Am Morgen traf der Prinz wieder ein und fand statt der Strickleiter zwei Wächter unter seinem Fenster, worauf er sich wieder davon machte. Am nächsten Tag wurde er noch immer gesucht. Ernsts ehemaliger Erzieher Dr. Johann Fabritius, der ihn nach Rom begleitet hatte, schrieb besorgt nach München, das Benehmen des jungen Herzogs werde genau beobachtet, besonders vom päpstlichen Nuntius in Köln, der sich über alles informieren lasse, und könne noch einen großen Skandal verursachen.

Obwohl sogar der Papst persönlich sich bemühte, den jungen Mann auf einen besseren Weg zu führen und dabei offenbar auch zeitweilig Erfolg hatte – Albrecht V. dankte ergebenst „de filio Ernesto ad sanio rem mentem redacto“ („dafür, dass er seinen Sohn erst auf bessere Gedanken gebracht habe“) –, hielt der besorgte Vater es für angemessen, gegen den Willen des Kirchenoberhauptes den Romaufenthalt des Sohns zu beenden, zumal ihm der dort für Ernst engagierte Lehrer zwar ein Mann von großer Gelehrsamkeit, aber bei der Aufsichtigung des Prinzen nicht sorgfältig genug erschien. Mitten im Winter 1575/76 musste Ernst die Heimreise über die Alpen bewältigen. Im Jahre 1578 reiste er, offenbar auf Vermittlung des Großherzogs von Toskana und ohne Abstimmung mit dem Vater nochmals nach Rom. Dieser wies in leicht verschnupftem Tone zwei Vertrauensleute in der Ewigen Stadt an, ihm zu berichten, „was wir billich wissen sollen, ... sonderlich wie die Bäbstliche Heyligkeit, cardinal und andere fürnembste in Rom unnsers sons unfürsehen ankhumen aufgenumen haben.“

Immerhin hoffte Herzog Albrecht, dass durch die Anwesenheit Ernsts in Rom dessen Anliegen dort schneller behandelt würden. Gemeint ist die Verhinderung der päpstlichen Bestätigung der Wahl von Ernsts Gegenkandidat Gebhard Truchseß von Waldburg-Trauchburg bei der 1577 erfolgten Wahl eines neuen Kölner Erzbischofs, die aber letztlich nicht aufzuhalten war. Kurfürst von Köln wurde Ernst erst sechs Jahre später, nachdem Truchseß die in ihn gesetzten Hoffnungen gerade der Domkapitulare durch seinen Übertritt zum Protestantismus enttäuscht hatte.

Sehr viel erfolgreicher verlief der römische Studienaufenthalt der beiden ebenfalls für den geistlichen Stand bestimmten jüngeren Söhne Herzogs Wilhelms V., Philipp und Ferdinand. Sie hatten bei den Jesuiten in Ingolstadt das Gymnasium besucht und anschließend schon ein wenig Theologie an der dortigen Universität studiert, ehe sie den Winter 1592/93 zur Fortsetzung ihrer geistlichen Ausbildung nach Rom gingen. Während Philipp, bereits mit drei Jahren zum Bischof von Regensburg postuliert, 1597 sogar zum Kardinal erhoben, schon im darauffolgenden Jahr starb, wurde Herzog Ferdinand als Koadjutor und Nachfolger seines Onkels Ernst ab 1597 zum Initiator der katholischen Reform im Erzbistum Köln und den in Personalunion damit verwalteten Bistümern Lüttich, Münster, Hildesheim und Paderborn.

III. Die Prinzenreise des Erbprinzen Maximilian

Wiederum einen etwas anderen Charakter als der Studienaufenthalt eines zur geistlichen Laufbahn bestimmten Fürstensohnes hatte es, wenn ein Thronfolger nach Italien geschickt wurde. Zwar handelte es sich auch dabei der allgemeinen Intention nach um eine Bildungsreise und auch dabei galt ein Aufenthalt in Rom – jedenfalls bei katholischen Fürstensöhnen – als Kulminationspunkt der Reise, aber eine solche war nicht auf einen längeren Aufenthalt an einem Studienort, sondern auf den Besuch möglichst vieler politisch oder kulturell bedeutender Orte hin angelegt. Erstmals quellenmäßig dokumentiert ist eine solche Italienreise im Hause Wittelsbach für den späteren Herzog und Kurfürsten Maximilian I. im Jahr 1593. Sie begann – darin zeigt sich die dezidiert politische Anlage des Reiseprogramms – nicht sogleich mit dem Aufbruch nach Italien, sondern mit einem Besuch am Hof Kaiser Rudolfs II. in Prag. Schon kurz nach seiner Rückkehr nach München aber begab der Prinz sich am 15. März in den Süden, um dem Papst, Venedig, dem Großherzog der Toskana, den Herzögen von Mantua, Ferrara und Parma sowie Neapel und Mailand seinen Besuch abzustatten.

Das heißt, auf dem Besuchsprogramm standen mit Ausnahme der Republik Genua und des Herzogtums Savoyen mit seiner Hauptstadt Turin alle halbwegs bedeutenden Staaten Italiens. Die Auslassung der beiden letztgenannten Orte ergab sich wohl aus der Gesamtplanung der Reiseroute, denn das weitere Programm umfasste einen Besuch am lothringischen Herzogshof in Nancy und der Weg dorthin sollte durch die Schweiz führen. Eine Durchquerung Frankreichs, wie sie von Piemont oder Ligurien aus nahelegen hätte, war nicht vorgesehen, wohl mit Rücksicht auf die in diesem Land tobenden Kämpfe zwischen Katholiken und Hugenotten. Eine von Nancy aus geplante politische Bildungsreise zu einer Versammlung der Häupter der katholischen Liga Frankreichs in Reims unterblieb dann, weil die Konferenz wegen der zwischenzeitlich erfolgten Bekehrung Heinrichs IV. zum Katholizismus abgesagt wurde.

Begleitet wurde der Erbprinz vom Statthalter zu Ingolstadt, Rudolf von Polweiler, weiteren hohen Hofbeamten, seinem Beichtvater, dem Jesuiten Gregor von Valencia, einem Leibarzt und zahlreichem Dienstpersonal, insgesamt 53 Personen. Mit zu berücksichtigen ist dabei freilich auch, dass die Reise außerdem dem Zweck dienen sollte, die beiden jüngeren Brüder Ferdinand und Philipp nach Beendigung ihres römischen Studienaufenthalts nach Hause zu geleiten.

Noch vor Betreten italienischen Bodens traf Maximilian am 18. März in Innsbruck auf einen Abgesandten des Papstes, der ihm zwei vom Oberhaupt der katholischen Christenheit gesegnete Gegenstände übergab, einen Hut und ein Schwert, „Ehrung und Ausrüstung eines Kämpfers für Glauben und Kirche“. Im Hintergrund stand, dass seit dem osmanisch-persischen Frieden von 1590 ein neuer Türkenkrieg erwartet wurde, wobei die Lande der mit den Wittelsbachern auf engste verschwägerten Habsburger der steirischen Linie das erste Opfer zu werden drohten. In Rom erfuhr Maximilian später, dass der Papst sich gegenüber seiner Umgebung oft beklage, „das die weltlichen catolischen fürsten sich so wenig in kriegssachen üben“. Maximilian nutzte dieses Wissen geschickt, indem er auf eine päpstliche Ermahnung, keine Protestantin zu heiraten, die Antwort gab, mit dem Heiraten sei es ihm nicht eilig, sondern zunächst

wolle er mehr lernen, „sonderlich auch im khriegswesen“. Hier erwies der erst zwanzigjährige Prinz sich bereits als in der Kunst der diplomatischen Verschleierung sehr versiert. Er hat damit nämlich den Papst bewusst getäuscht, denn, wie noch zu berichten sein wird, waren mit der Reise durchaus auch Heiratspläne verbunden, wenn auch weniger Maximilians selbst als seiner Eltern. Am Münchner Hof hatte man allerdings auch noch eine andere Vermutung über die mit dem päpstlichen Geschenk verbundene Absicht: Die Kurie wolle durch diese Gunstbezeugung den bayerischen Hof drängen, die Brüder Maximilians noch länger in Rom zu lassen, was wegen der Kosten und der leeren Staatskasse nicht den Intentionen Wilhelms V. entsprach.

Über Trient, wo man vom 20. auf den 21. vom dortigen Bischof Kardinal Madruzzo beherbergt wurde, erreichte die Reisegruppe am 23. März 1593 Venedig. Dort besichtigte Maximilian allerlei Sehenswürdigkeiten und wohnte in einem dem Bischof von Vicenza gehörigen Haus. Nicht auf dem Programm stand ein Empfang durch den Dogen, da der Prinz „inkognito“ in der Lagunenstadt weilte, das heißt, er sich offiziell nicht als bayerischer Thronfolger zu erkennen gab, sondern quasi als privater Tourist sich dort aufhielt. Nichtsdestoweniger wurde er von den Behörden der Republik Venedig mit Kerzen, Wein und Delikatessen beschenkt – mit der Entschuldigung, man respektiere das Inkognito, daher die bescheidenen Geschenke. Am 27. erfolgte die Abreise zunächst nach Padua, wo Maximilian trotz noch gewahrten Inkognitos vom venezianischen Gouverneur und den Spitzen von Stadt und Universität begrüßt wurde und einen Tag und eine Nacht blieb.

In Mantua, wo Maximilian am 29. ankam, traf er zwar den Herzog nicht an, der gerade in sein zweites Herzogtum Monferrato verreist war, aber die beiden Söhne des Landesherrn begrüßten ihn umso freundlicher, wobei es dem bayerischen Erbprinzen bemerkenswert schien, dass sie „nit viel größer als die Madalena“, also seine Schwester, waren, aber gut verständlich deutsch redeten. Der Erbprinz blieb nur zwei Nächte und einen Tag in Mantua, hielt Konversation mit verschiedenen Angehörigen des Herzogshauses und sah sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt an. Einer Festlegung, auf der Rückreise zurückzukommen, wich er beharrlich aus, da er sich ohne Zustimmung des Vaters auf nichts festlegen lassen wollte und zudem fürchtete, dann zu einem längeren Aufenthalt in der Sommerhitze genötigt zu werden. Zudem bemerkte der politisch wache Maximilian, dass es offenbar zwischen dem regierenden Herzog und den weiblichen Mitgliedern des Hauses Gonzaga Unstimmigkeiten gab: „Ich merke sunsten, daß alhie ein selzames regiment und dunkht mich schier, bayde herzoginen sechen gärn, daß er dem schwirnen ein end machte.“ Gemeint ist wohl, dass es dem Regenten beliebte, seinen Aufenthalt häufig zwischen seinen beiden Herrschaftsgebieten hin und her zu verlegen, was den weiblichen Familienmitgliedern nicht passte. Polweiler meinte, der Herzog habe es absichtlich so arrangieren wollen, dass er Maximilian erst auf der Rückreise nach Bayern treffe, um wegen wittelsbachisch-florentinischer Heiratspläne mit ihm zu sprechen.

Die weitere Route führte nach Ferrara, wo der dortige Herzog aus dem Hause Este zum Vergnügen der Gäste „ein herrliche music von etlich unnd sechzig stimmen unnd instrumenten“ aufführen ließ und die Herzogin am Tag darauf ein Kammerkonzert dreier adeliger Damen und eines „gentilhuomo Neapolitano, so ain baß gesungen“. Von diesem

anscheinend besonders musikalischen Hof ging es über Bologna und Florenz nach Pisa, wo der Großherzog von Toskana sich gerade mit seiner Familie aufhielt; am 6. April traf Maximilian dort ein. Hier kam zum Tragen, dass die Reise nicht nur der Bildung und Erweiterung des Horizonts des jungen Fürsten dienen sollte, sondern auch der Brautschau. Eine der am Münchner Hof als künftige Herzogin in Erwägung gezogenen Kandidatinnen war Maria de Medici, die Tochter des Großherzogs. Im Hause Medici hatte man allerdings bereits einen anderen als künftigen Ehemann für sie im Auge, nämlich König Heinrich IV. von Frankreich. Das wird auch der Grund gewesen sein, weshalb Maximilian die Prinzessin nur kurz und bei schlechter Beleuchtung zu sehen bekam. „So habe ich sie auch nicht recht gesehen, weil es ziemlich finster war; aber mich dunckt nit, dass sie so gar schen sei, wie mann gesagt. Wie sie sonsten qualifiziert oder was ich erfahren, khan

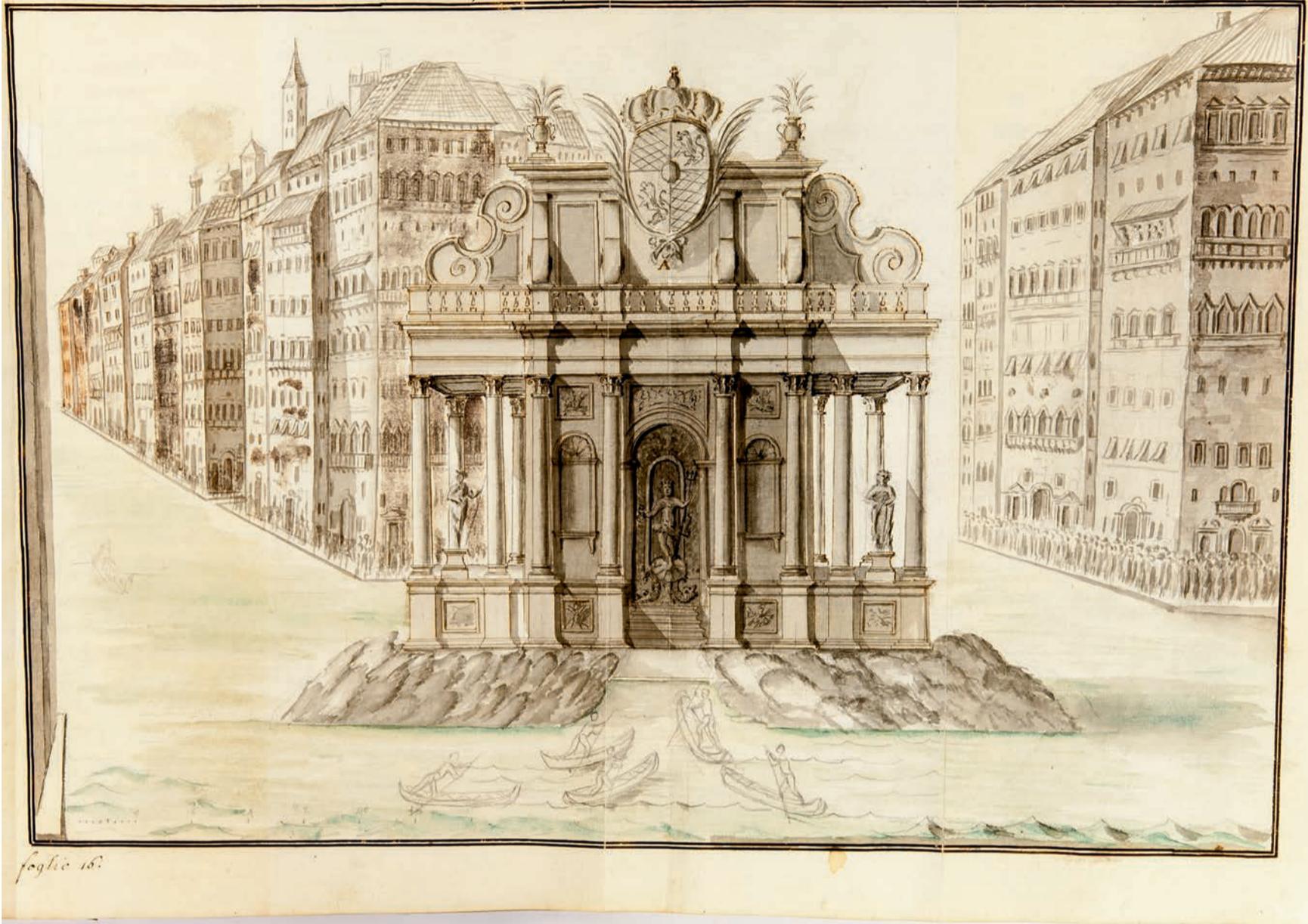
Als sichtbare Zeichen der Wertschätzung erhielt der junge Fürst mehrere Reliquien zum Geschenk und konnte einen lange umkämpften kirchenpolitischen Erfolg verbuchen.

ich Euer Durchlaucht bößer mindtlich berichten“, schrieb der Erbprinz nach München.

Er war recht skeptisch gegenüber dem überschwänglichen Lob, das Angehörige des Hofes über die Prinzessin, besonders über ihre Frömmigkeit, ihm gegenüber hören ließen. Interessanter war offenbar die Unterhaltung mit dem Großherzog: „Hatt der großherzog mehr als 2 stundt mit mir von allerlay sachen conversiert, von Frankhreich, Niderland, Spanien, summa dem ganzen generalwesen in der christenheit, aber alleß ist über die Spanier und zum thail Jesuiter hinaußgangen“. Beide mochte der Großherzog offenbar nicht, wobei Maximilian sich aufgerufen fühlte, die Gesellschaft Jesu in Schutz zu nehmen.

Schon am 7. April verließ die Reisegruppe Pisa wieder und nahm den Weg über Siena und Viterbo, wobei man in kleineren Etappenorten teilweise in sehr schlechten Herbergen übernachten musste. In Rom traf sie am 10. April ein; die beiden dort schon weilenden bayerischen Prinzen und mehrere Kardinäle waren ihr bis zum dritten Meilenstein vor der Stadt entgegengefahren. Von der Piazza del Popolo, durch die der Einzug in die Ewige Stadt erfolgte, begab man sich sogleich in die Peterskirche, wo Maximilian – noch in Stiefeln und Sporen – sogleich ein Gebet verrichtete. Anschließend wurde er von Soldaten der Schweizer Garde zur Audienz zum Papst geleitet, obwohl dieser wegen eines Gichtleidens das Bett hüten musste. Fast täglich durfte der bayerische Erbprinz auch in den folgenden Wochen den Heiligen Vater besuchen, obwohl dieser noch häufiger wegen seiner Krankheit nicht aufstehen konnte – erneut ein großer Gunsterweis und ein Reflex der großen Hoffnungen, die man an der Kurie auf den bayerischen Erbprinzen setzte, von dessen Persönlichkeit der Papst sich beeindruckt zeigte. Als sichtbare Zeichen dieser Wertschätzung erhielt der junge Fürst mehrere Reliquien zum Geschenk und konnte einen lange umkämpften kirchenpolitischen Erfolg verbuchen: Gegen den Widerspruch des Erzbischofs von Salzburg bestätigte der Papst die Wahl seines Bruders Ferdinand zum Koadjutor des Fürst-

Veduta della Machina eretta ad onore del s.^{mo} Pope Elet.^{to} sopra il Canal grande di Venezia; all'occasione della Regatta che si fece il dì 9. ¹⁷¹⁶marzo.



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68422 Bastian Krack

Der Festapparat mit dem bayerischem Wappen im Zentrum vor der Ca' Foscari in Venedig anlässlich der Regatta zu Ehren von Karl Albrecht.

propsts von Berchtesgaden. Die übrige Zeit verging mit der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, mit Empfängen und Banketten bei Kardinälen und römischen Adligen sowie mit mehrmaligen Besuchen im römischen Jesuitenkolleg, die seltsamerweise vor dem Papst möglichst verheimlicht werden mussten, da die Jesuiten damals mit den Dominikanern in einen theologischen Streit um die Gnadenehre verwickelt waren und Clemens VIII. den letzteren zuneigte. Die Karwoche und Ostern konnte Maximilian in der Umgebung des Papstes feiern, wobei er am Ostersonntag von diesem persönlich die heilige Kommunion empfing. Bei einem Fest im Hause des Fürsten Cinzio Aldobrandini lernte Maximilian auch den berühmten Dichter Torquato Tasso kennen, der ihm ein Sonett widmete.

Vom 26. April bis 5. Mai unternahm Maximilian einen Abstecher nach Neapel, wobei er zu Schiff von Civitavecchia aus reiste. In der Hauptstadt des süditalienischen Königreichs, das unter spanischer Herrschaft stand, erlebte er am Gedenktag der Translation der Reliquien des Heiligen, am 1. Mai, das Blutwunder des Heiligen Januarius mit, wohnte aber beim päpstlichen Nuntius und nicht beim spanischen Vizekönig,

was teils an politischen Ursachen lag, die der Bericht aber nicht angibt, teils an Rücksichten auf den Papst, der die Reise arrangiert hatte. Die Rückreise erfolgte wieder zu Schiff bis Porto, dem Hafen von Rom.

Nachdem er nochmals einige Tage in Rom verbracht hatte, trat der Erbprinz am 11. Mai gemeinsam mit seinen beiden Brüdern den Weg nach Norden an, nachdem er am Vortag in Privataudienz den päpstlichen Segen empfangen und am frühen Morgen nochmals in St. Peter gebetet hatte. Der Weg führte über Terni und Spoleto, von wo aus Maximilian allein noch einen Abstecher nach Assisi machte und dann in Foligno wieder seine Brüder traf. Von dort ging es über den Apennin, wobei wieder die „schmale tractation“ beklagt werden musste, zum Besuch der Reliquien des Heiligen Nikolaus von Tolentino und von dort am 15. Mai nach Loreto, wo die Reisegesellschaft bis zum 17. blieb. Dieser Teil der Heimreise diente also vorrangig dem Besuch von Wallfahrtsorten, wobei man sich auf dem Boden des Kirchenstaats bewegte und in allen Städten auf Befehl des Papstes von den Behörden empfangen und frei gehalten wurde. Zwischen Fano und Pesaro kam den bayerischen Prinzen der Herzog von

Urbino entgegen und begleitete sie bis Rimini. Am 22. Mai trennten sich dort die Wege der Brüder. Philipp und Ferdinand schlugen den direkten Weg über Ravenna und Verona nach Bayern ein, während Maximilian verschiedene oberitalienische Fürstenhöfe besuchte: Über Bologna und Modena, wo der päpstliche beziehungsweise herzoglich-estensische Statthalter den Erbprinzen beherbergte, kam er am 25. Mai nochmals nach Mantua, wo auch der Herzog von Ferrara sich eingefunden hatte. Am 26. Mai trugen die beiden Herzöge, Maximilian und drei weitere hohe Adelige bei einer abendlichen Prozession zu Ehren einer Heilig-Blut-Reliquie gemeinsam den Baldachin, Zuvor allerdings hatte man eine Komödie angesehen, von der es in dem bayerischen Bericht leicht pikiert heißt: „lascivamente abgegangen“. Am 28. Mai erfolgte die Abreise, ohne dass wir erfahren, ob des Herzogs von Mantua Neugier wegen des Heiratsprojekts zwischen Maximilian und Maria de Medici nun befriedigt wurde. Vom 28. bis 31. Mai war man beim Herzog von Parma zu Gast, wobei musikalische Darbietungen und Besichtigungen, unter anderem des neu erbauten Schlosses, die meiste Zeit einnahmen. Über den Besuch in Mailand, wo der spanische Gouver-

neur des Stato di Milano seinen Sitz hatte, erfahren wir leider nichts, da der Chronist der Reise erkrankt war. Die Abreise erfolgte am 4. Juni, sodass der Aufenthalt wohl zumindest zwei Tage gedauert haben dürfte. Nach einer Übernachtung in Varese erreichte man am 5. Mai die Schweiz. Ein bunter Reigen von Empfängen und Banketten, Besichtigungen von Sehenswürdigkeiten und kulturellen Events, Wallfahrten und feierlichen Gottesdiensten, politischen Gesprächen und Sondierungen von Heiratsmöglichkeiten auf italienischem Boden war zu Ende. □

Neben diesem Sonderheft der Zeitschrift „zur debatte“ kommt im Herbst 2017 ein Sammelband zu dem Thema heraus. Er wird von Andrea Zedler und Jörg Zedler herausgegeben und erscheint unter dem Titel „Prinzen auf Reisen. Die Italienreise von Kurprinz Karl Albrecht 1715/16 im politisch-kulturellen Kontext“ im Böhlau Verlag Wien/Köln/Weimar (ISBN 978-3-412-50890-6).

Prinzen-„Reise“ ohne Wiederkehr. Karl Albrecht und seine Brüder auf dem Weg ins Exil 1706

Stephan Deutinger

I.

Am Vormittag des 8. Mai 1706 lassen zwei prächtig bespannte Kutschen in flotter Fahrt die bayerische Haupt- und Residenzstadt München hinter sich. Die Stimmung in den Kutschen ist gelöst. Nach Venedig soll es gehen. Die Passagiere – die vier älteren bayerischen Prinzen – stimmen fröhliche Gesänge an. Zwischendurch malen sie sich gegenseitig die Freuden aus, die ihnen unterwegs widerfahren werden, wozu sie ihr mitreisender Hofmeister immer wieder ermuntert.

Der erste Gedanke indes, dass sich hier wohl fürstlicher Nachwuchs auf Kavaliertour nach Italien begibt, führt gründlich in die Irre. Schon die Szenerie außerhalb der Kutschen will dazu überhaupt nicht passen. Die Fahrtrichtung weist nicht nach Süden, sondern streng westlich auf Landsberg zu. Merkwürdig ist auch die aufwendige Eskorte für die beiden Leibzüge, die in dreihundert bis an die Zähne bewaffneten Reitern besteht.

Der Blick ins Innere der Kutschen macht vollends stutzig. Die Reisenden sind keine jugendlichen Prinzen an der Schwelle zum Erwachsenenalter, wie man annehmen möchte. Wer in den Kutschen sitzt, sind Kinder, fürstliche Kinder zwar, aber trotzdem zu jung, um allein auf Erlebnisreise zu gehen. Der älteste, Karl Albrecht, zählt gerade einmal acht Jahre, und seine Brüder, Philipp Moritz, Ferdinand Maria und Clemens August, sind nur sieben, sechs und fünf Jahre alt.

Der historische Kontext der höchst eigenartigen Prinzenreise von 1706 ist der bayerische Erinnerungsort par excellence, der große Aufstand der bayerischen Landbevölkerung gegen die kaiserlich-österreichische Besatzungsherrschaft während des Spanischen Erbfolgekrieges, von dem sich unter dem Schlagwort „Sendlinger Mordweihnacht“ bis heute der patriotische Mythos Bayerns nährt. In diesem Erbfolgekrieg hatte sich der bayerische Kurfürst Max Emanuel auf der Seite Frankreichs in den militärischen Konflikt mit dem habsburgischen Kaiser begeben, bei Höchstädt im August 1704 aber eine schwere Niederlage erlitten und das Land verlassen müssen. Seine Familie hatte er dabei in München zurückgelassen. Das Land wurde nach und nach von kaiserlichen und von Reichstruppen besetzt, eine provisorische Besatzungsregierung mit dem Reichsgrafen Maximilian Karl von Löwenstein als „Administrator“ an der Spitze installiert. Nachdem auch die Kurfürstin Therese Kunigunde nach Venedig abgereist und an der Rückkehr gehindert worden war, waren die kurfürstlichen Kinder praktisch verwaist und wurden nur noch von einem, freilich umfangreichen, Hofstaat betreut. Sie lebten einstweilen persönlich unbehelligt in der Residenz. Die kaiserliche Seite betrachtete sie jedoch als kostbares Pfand, um Max Emanuel von weiteren militärischen Aktionen abzuschrecken. Ein Gericht wollte sogar wissen, es bestehe deshalb die Absicht, die Prinzen außer Landes zu bringen.

Im Winter 1705/06 entzündete sich an der Einführung einer verschärften



Dr. Stephan Deutinger, Akademischer Oberrat an der Kommission für bayerische Landesgeschichte, München

Form der Wehrpflicht in Bayern der Widerstand der Bevölkerung, der in den großen „Bauernaufstand“ mündete. Unmittelbar nach dessen Niederschlagung wurde vollzogen, was als Argument in der Werbung für den Aufstand eine nicht unbeachtliche Rolle gespielt hatte: Die älteren Söhne des Kurfürsten wurden tatsächlich aus dem Land weggeführt und nach Innerösterreich, zunächst nach Klagenfurt, später nach Graz gebracht. Sie sollten Bayern erst neun Jahre später, nach dem Friedensschluss, als junge Männer wiedersehen.

II.

Der äußere Ablauf der Prinzenreise von 1706 wurde von zwei Vorgaben des Wiener Kaiserhofs bestimmt. Zum ersten war die Reise sehr kurzfristig, im zeitlichen Umfeld der Achterklärung über den bayerischen Kurfürsten am 29. April 1706 angesetzt. Es blieben damit bestenfalls zwei Wochen zur Vorbereitung, was natürlich nicht annähernd ausreichte, um sich für den Abtransport eines ganzen Hofstaats zu rüsten. Die zweite Vorgabe war diejenige der absoluten Geheimhaltung des Vorhabens. Gegenaktionen wurden von zwei Seiten befürchtet. Das Widerstandspotential des Landes selbst hatte man ja eben im großen Aufstand drastisch kennengelernt. Daneben stand die Sorge, der Kurfürst könnte in einem militärischen Kommandounternehmen die Befreiung seiner Kinder versuchen und dem Kaiser damit dieses wichtige Pfand aus der Hand schlagen.

Die Anweisung aus Wien lautete dementsprechend, dass die Prinzen „aus dem Land ohne sonderbahnen rumor entführt werden sollen“. Dieser eine Satz bildete sozusagen die ganze Reiseinstruktion. Das Problem, einen Tross von mehreren hundert Personen und Pferden durch Mitteleuropa zu bewegen, ohne Außenstehenden zu offenbaren, was hier eigentlich vor sich ging, hatte danach weitgehend allein der niederösterreichi-

sche Freiherr Anton Ehrenreich von Petschowitz zu lösen, der der kaiserlichen Administrationsbehörde in München angehörte und mit der Durchführung der Reise beauftragt war.

Ein zentrales Mittel der Geheimhaltung sind bekanntlich Täuschungsmanöver. Mit einem solchen begann auch die Reise der vier bayerischen Prinzen nach Klagenfurt, indem man vorgab, dass gar nicht verreist werden solle. Vielmehr wurde der Hofstaat der Prinzen am 4. Mai 1706 ins kurfürstliche Schloss Dachau verlegt mit der Aussage, man wolle den Prinzen eine gesunde Luftveränderung gegenüber der stickigen Münchener Residenz gönnen. Die nicht reisefähigen beiden jüngsten Prinzen sowie die Prinzessin Maria Anna Karoline wurden dabei in der Stadt zurückgelassen.

In der Nacht zum 8. Mai umstellte dann eine dreihundert Mann starke Reiterabteilung der Münchener Garnison das Schloss Dachau. Sie bildete die Eskorte, mit der im Rücken Petschowitz dem Hof eröffnete, dass abgereist werde. Auch jetzt noch griff man zur List. Angeblich wollte man nur eine Tagesreise weit marschieren, an den Lech zum kurfürstlichen Jagdschloss Lichtenberg bei Landsberg. In Wirklichkeit ging es jedoch darum, aus Sicherheitsgründen schnellstmöglich mit den Prinzen aus dem kurbayerischen Territorium hinauszukommen. Dafür nahm man auch den großen Umweg um das unruhige Oberland herum in Kauf.

Auf dem Weg Richtung Lech stimmte der Chef des Hofstaates der Prinzen, Obriethofmeister Franz Maria von Guidobon Cavalchino, die Prinzen langsam darauf ein, dass die Reise nicht nach einem Tag zu Ende sein werde. Ob sie nicht Lust hätten, noch ein Stück weiter zu fahren und eventuell ihre Mutter zu treffen, fragte er sie, worauf die Kinder natürlich freudig eingingen. „Also gehen die guete unschuldige Khünder vort, ohne daß Sie wissen warumb, so Ihre größte glickseeligkeit ist“, berichtete Guidobon erleichtert an den Administrator.

Störend bemerkbar machte sich bereits von Beginn an die unzureichende Vorbereitung der Reise. Jedes Konzept wurde dadurch nach und nach zunichte, so dass das Unternehmen schon bald den Charakter einer Expedition annahm, auf der man keinen Tag wusste, was der nächste wohl bringen würde. Schon der Aufbruch von Dachau misslang. Man kam viel zu spät, am hellen Vormittag, los; eigentlich wollte man am ersten Abend bereits in Kaufbeuren sein. Nach 13 Stunden Gewaltmarsch war aber die bayerische Grenze immer noch nicht erreicht, um 23 Uhr schlug man in Hurlach bei Landsberg endlich das Nachtlager auf. Der Ort wurde gesichert wie ein militärisches Hauptquartier, allein fünfzig Reiter waren zur Bewachung der Lechbrücke und rückwärtigen Sicherung abgestellt, die Hofangehörigen wurden nach außen streng abgeschirmt.

Mannschaft und Pferde waren nach der ersten Marschetappe bereits so erschöpft, dass man in Hurlach einen ungeplanten Rast- und Erholungstag einlegen musste. Erst am 10. Mai 1706 verließ der Geleitzug mit den Prinzen endgültig Bayern; am gleichen Tag verkündete auf dem Münchener Marktplatz (Marienplatz) ein kaiserlicher Herold die Ächtung ihres Vaters.

Nach außen war die Marschkolonnen nun zwar in Sicherheit, die noch gesteigert wurde durch ein ganzes verbündetes Regiment, das für den italienischen Kriegsschauplatz bestimmt war und als zusätzliche Sicherung vor und hinter den Prinzen her zog. Dafür drohte jetzt Gefahr von innen, denn der Hofstaat musste nun erkennen, dass er getäuscht worden war. Jeden Einzelnen auf Schritt

und Tritt zu bewachen war indes unmöglich, und so geschah bereits in Kaufbeuren, was man unbedingt hatte vermeiden wollen. Einem der Kammerherren der Prinzen, Baron Lösch, gelang es, aus dem Jesuitenkolleg heraus eine Nachricht abzusetzen. Die Folge war, dass die Kunde von der Entführung der Prinzen zwei Tage später in den Zeitungen stand. Das „Wiener Diarium“, das offenbar erst zu spät einen Maulkorb erhielt, schickte sich zu einer regelrechten Reisereportage an und verkündete sogleich auch das Reiseziel Klagenfurt. Die Prinzen waren also noch nicht einmal richtig in Tirol, da war bereits ganz Europa im Bilde, und natürlich auch die Kurfürstin in Venedig, auf das sich der Reisezug nun von Tag zu Tag näher zu bewegte.

Der Plan sah vor, über Innsbruck, Brenner und Pustertal nach Innerösterreich zu gelangen. Das brachte mit sich, dass man über ein geraumes Stück in gefährlicher Nähe der venetianischen Grenze marschieren musste. Dort trieben sich in diesen wüsten Zeiten allenthalben gefährliche Subjekte herum, Deserteure oder nur schlichte Banditen; auch ein Regiment französischer Dragoner war dort zuletzt gesichtet worden. Man traute der Kurfürstin zu, dass sie mit solchem Personal ein Unternehmen gegen den Geleitzug der Prinzen organisieren könnte. Die Außensicherung gewann deshalb, je weiter die Reise fortschritt, immer mehr an Bedeutung. Petschowitz musste nicht mehr nur auf die Reisegesellschaft selbst achten, die er nun kaum mehr zu verlassen wagte, sondern Kundschafter ausschicken, die das Grenzland zu Venedig ausspähen sollten, und mit den örtlichen Gewalthabern die Besetzung der Pässe durch Schützen in ausreichender Zahl klären.

Nach fünf strapaziösen Wochen, am 10. Juni 1706 gegen Abend, kam die Marschkolonnen endlich in Klagenfurt an. Administrator Löwenstein machte unverzüglich Vollzugsmeldung nach Wien und berichtete, man habe die Prinzen „alle in guter gesundheit eingebracht“. In den Briefen, die zuvor von Petschowitz in München eingelaufen waren, las sich das freilich ziemlich anders. Der Weg war die letzten Etappen äußerst schlecht gewesen, und man hatte mit großer Hitze zu kämpfen gehabt. Dennoch hatte man das Tempo des Vorrückens nicht verlangsamten oder gar Zwischenaufenthalte einlegen wollen. Entsprechend war das Erscheinungsbild des Reisezuges bei der Ankunft in Klagenfurt, wie es Petschowitz beschrieb: „sind die Printzen endlich gantz Ermatteter, der mehriste Hofstatt Erkrankter, das Fuhrwerk aber totaliter ruinirter alhie angelanget.“

III.

Die persönliche Behandlung der Prinzen war dadurch bestimmt, dass sie auf der Fahrt fast von ihrem kompletten Hofstaat umgeben waren. Wie viele Personen das waren, wurde nirgends festgehalten, aber man kann gewisse Rückschlüsse ziehen aus der Größe der Reisegruppen, die unterwegs separiert und nach München zurückgeschickt wurden. Man machte das, um erstens Kosten zu sparen, die sich ohnehin auf den stolzen Betrag von 6.000 Gulden für das ganze Unternehmen summieren, und zweitens, weil man ihrer nach dem gelungenen Täuschungsmanöver beim Aufbruch auch nicht mehr bedurfte.

An der Grenze nach Tirol wurden so bereits vierzig Personen samt Pferden abgedankt, in Klagenfurt nochmals dreißig. Es ist also davon auszugehen, dass man gut und gerne mit einer Hundertschaft losmarschiert war. Dabei war alles, was zu einem anständigen Hof gehörte, der Obriethofmeister, drei Kammerherren der Prinzen, ein Instruktor,

Veduta della Ragatta fatta sopra il Canale grande di Venezia, il Di nove Marzo 1716.



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68428 Bastian Krack

Diese Zeichnung zeigt die Prunkregatta vom 9. März 1716 auf dem Canal Grande zu Ehren von Kurprinz Karl Albrecht.

ein Leibarzt, dann ein Leibapotheker, Kammerfrauen für den jüngsten Prinzen sowie zahlreiches Personal für Bedienung aller Art.

Das war der Personenkreis, der die Prinzen unmittelbar umgab und der mit ihnen Umgang hatte. Die Behandlung war deshalb vollkommen standesgemäß. Der älteste, Karl Albrecht, wurde als Kurprinz angesprochen und trug auch täglich seine Ordenskette vom Goldenen Vlies, die ihn als Angehörigen der regierenden Häuser Europas auswies. In den Kirchen wurden den Prinzen in gewohnter Weise jeweils besondere Teppiche und Polster ausgebreitet, und Edelknaben assistierten ihnen während des Evangeliums mit Leuchtern.

Die kaiserliche Seite ließ den Hofstaat zunächst gewähren, empfand aber mit fortschreitender Reise ein zunehmendes Unbehagen an der Situation. Recht bald fragte Petschowitz beim Administrator an, ob man wirklich mit dem kurfürstlichen Wappen außen an den Kutschen weiterfahren solle. Noch während der Reise verschlechterte sich dann die Position der Prinzen durch äußere Ereignisse deutlich. In Ramillies (im heutigen Belgien) wurden in einer der größten Feldschlachten des Spanischen Erb-

folgekrieges am 23. Mai 1706 die Franzosen und der mit ihnen verbündete bayerische Kurfürst von den Alliierten erneut aufs Haupt geschlagen. Max Emanuel verlor dadurch auch noch sein Nebenterritorium, die Spanischen Niederlande, und seine zweite Residenz Brüssel. Von nun an war er ein Flüchtling, der ein halbwegs standesgemäßes Dasein nur noch von Frankreichs Gnaden fristete. Der Stern der bayerischen Wittelsbacher war vollends in steilen Sinkflug übergegangen. Wenn man um diesen Hintergrund weiß, versteht man, dass Löwenstein dem Hofstaat gegenüber sich durchzugreifen traute, als der Reisezug das Pustertal erreicht hatte. Die Prinzen durften ab jetzt in den Kirchen nicht mehr besonders geehrt werden, die Anrede als Kurprinz wurde Karl Albrecht entzogen, und von diesem Zeitpunkt an musste er wohl auch auf das Goldene Vlies verzichten.

Ganz im Gegensatz zu dieser insgesamt doch ehrenvollen Behandlung standen die Reaktionen von außen, die der Reisezug auf seinem Weg auslöste. Insbesondere im Tiroler Inntal kam es zu heftigen Anfeindungen. Die Tiroler hatten natürlich noch keineswegs vergessen, dass im Zuge des militärischen

Schlagabtausches zwischen dem Kaiser und dem bayerischen Kurfürsten letzterer im Sommer 1703 in Tirol eingefallen war und das Land kräftig hatte plündern lassen. Schon die Beamten der Innsbrucker Regierung zeigten, trotz klarer Anweisung aus Wien, keinerlei Motivation, sich für den Durchzug der bayerischen Prinzen irgendwie zu engagieren. Die Tore der Innsbrucker Residenz hielten sie eisern verschlossen, sodass die Prinzen im Kloster Wilten untergebracht werden mussten. Der Marschkommissar, den die Regierung dem Geleitzug entsandte, kam mit leeren Händen. Petschowitz musste alles selbst organisieren und teuer bezahlen. Aber selbst gegen Geld machte man ihm Schwierigkeiten an allen Ecken und Enden.

Schon ihm, dem Österreicher, schlug teilweise offene Feindseligkeit der Bevölkerung entgegen. Als man in Zirl die Innbrücke passierte, mokierten sich die dort werkenden Zimmerleute lautstark: „Ihr führt die Hunds[ott]-Bayern wider ins Land, dann wir seindt froh gewesen, daß wirs hinaus geschlagen haben“.

Für die Prinzen entwickelte sich der Marsch durch Tirol zu einem regelrechten Spießrutenlaufen; man ließ sie den Hass gegen ihren Vater mit kräftigen

Ausdrücken spüren. In Nassereith schrie ein Wirt beim Vorbeifahren: „10 Gulden wolt ich darum geben, wann ich die bayerische Hunds[ott] niemals gesehen hette“. Wenig später liefen bei einer Rast zahlreiche Tiroler Bauern zusammen, einer von ihnen, rotbärtig soll er gewesen sein, trat an die Leibkutsche heran und sagte zu den Prinzen: „Ihr seit woll gute Kinderl, aber Euer Vatter ist ein Schlimmer Schelm.“ Dieser Vorfall war so skandalös, dass er gleich mehrfach schriftlich festgehalten wurde. Man muss sich dazu die alte Bedeutung von „Schelm“ vor Augen führen, die anders als heute nichts im geringsten Humoriges an sich hat, sondern jemanden bezeichnet, der ein unehrliches Dasein führt, wie Abdecker oder Henker, und damit außerhalb der Gesellschaft steht. Einem Fürstenkind gegenüber den Vater so zu bezeichnen, war also wirklich ganz unerhört.

Etwas gemildert wurden die Ausbrüche gegen die Prinzen nur durch das Mitleid, das man ihrem schweren Schicksal doch auch entgegenbrachte, welches man sich noch düsterer ausmalte, als es tatsächlich war. So wusste ein den Weg entlanglaufendes Gerücht, die Knaben, die mit bleichen Gesichtern aus der

Kutsche starteten, würden der sicheren Kastration entgegen gehen.

IV.

Wie ist es den Prinzen selbst bei allem nun eigentlich ergangen? Hinsichtlich ihres körperlichen Befindens, soviel kann klar gesagt werden, war die Reise eine einzige Katastrophe. Welche Tortur sie darstellte, zeigen schon allein die Berichte über die massiven Materialausfälle an. Bereits am allerersten Tag stellte sich heraus, dass die Leibkutschen der Prinzen die Tour auf gar keinen Fall durchstehen würden. In Reutte gab es deshalb einen dreitägigen Zwangsstop, bis aus München zwei stabilere Chaisen herangeführt waren. In welch desolatem Zustand man dennoch in Klagenfurt anlangte, ist bereits angeklungen.

Schon beim Aufbruch von Dachau war das jüngste Kind, Clemens August, eigentlich krank und nicht transportfähig. In Innsbruck wurde dann auch noch Karl Albrecht unpässlich, sodass man eine unvorhergesehene zweitägige Rast einschieben und von da an bereits zum schonenderen Sänftransport übergehen musste. Seit Sterzing zeigten sich bei Ferdinand Maria Krankheitssymptome, die den Schaffblättern oder Steinblättern, nach unseren Begriffen Windpocken, zugeschrieben wurden, was wiederum einen ungeplanten Rasttag erheischte. Er brachte keine Linderung der Beschwerden, sodass man dem Prinzen ein Bettchen für den Liegendtransport auf einem Wagen richtete, um weiterzukommen. Bald ging auch das nicht mehr, und man blieb schließlich in Bruneck für volle fünf Tage liegen.

Trotz dieser Beschwerne sollen Moral und Haltung der Prinzen während der ganzen Reise gut, ja vorbildlich gewesen sein. Diesen Eindruck jedenfalls versuchen die bayerischen Quellen zu erwirken, die die Vorgänge dokumentieren. Es wurde kein Zweifel daran zugelassen, dass die kurfürstlichen Kinder bereits in jungen Jahren gelernt hatten, nach höfischen Regeln zu funktionieren.

Anfangs, solange die Täuschung aufrechterhalten werden konnte, herrschte ohnehin eitel Sonnenschein, und die Kinder, denen man suggerierte, sie würden in Kürze vielleicht ihre Mutter sehen, hatten allen Anlass zum Fröhlichsein. Dann jedoch gingen seltsame Dinge vor sich. Die Geheimnistuerei um sie herum vermittelte sich auch den Kindern. Beim Durchzug durch Füssen am späten Vormittag des 12. Mai 1706 erschreckte ein Himmelsereignis den Reisezug. Eine totale Sonnenfinsternis, die letzte vor dem Jahr 1999 in dieser Region, bewirkte, dass man mitten am Tag die Sterne sehen konnte. Über allerhand schlechte Omina für die Reise wurde ohnehin bereits laufend gemunkelt.

Noch bevor Tirol erreicht war, dämmerte dem achtjährigen Karl Albrecht bereits, dass hier etwas nicht stimmen konnte. Er erkannte offenbar, dass Venedig eine Finte und Klagenfurt das eigentliche Ziel war, spielte aber Unbefangenheit vor. Ein Reisebegleiter staunte über diese Fähigkeit zu „zimlicher Dissimulierung, welche mich von diesem Jungen Herren sehr wunder nimbt.“

Überhaupt begann jetzt ein Katz- und Mausspiel zwischen solchen, die in den Zweck der Reise eingeweiht waren, und solchen, die mittlerweile auch Bescheid wussten, sich aber naiv stellten. Mehrere Tage brauchten Petschowitz und Guidobon, um die drei politisch suspekten Kammerherren der Prinzen weisungsgemäß endlich loszuwerden. Die chevaleresken Formen, in denen man den Freiherrn Lösch und Hegenberg sowie dem Grafen Fugger zu verstehen gab, dass man Verständnis hätte, wenn sie sich nun zurückziehen würden, spielten die-

se immer wieder elegant zurück, man werde doch wirklich nicht wollen, dass der Eindruck entstehen könnte, man habe sich ganz unverdient die allerhöchste Ungnade zugezogen. Erst als Löwenstein auf den Kunstgriff verfiel, ihnen die Streichung ihrer Gage in Aussicht zu stellen, die sie ja wohl nur beleidigen könnte, wenn ihnen die Bedienung der jungen Herrschaften schon so eine große Ehre sei, nahmen die drei schließlich „mit grossem Herzeleide“ Abschied.

Das Verhalten des ältesten Prinzen, Karl Albrecht, stand, wie gesagt den bayerischen Quellen zufolge, hinter demjenigen dieser Kavaliere nicht zurück. Auch Karl Albrecht war die Höflichkeit in Person. Wiederholt wurde vermerkt, dass er sich für jede Erleichterung auf dem Weg „gar höflich bedankt“ habe. Die Krone setzte er dem auf, als die Reisesellschaft eine Viertelstunde vor dem Endziel der Reise, wie genau registriert wurde, vom Klagenfurter Burggrafen in Empfang genommen wurde. Dessen Begrüßungsansprache nahm Karl Albrecht wiederum höflich dankend entgegen und fügte, ganz Gentleman, hinzu, wie leid es ihm täte, dass er solche Ungelegenheiten bereiten müsse. Demjenigen, der diese Begebenheit festhielt, ging es ganz offensichtlich darum zu dokumentieren, dass die Reise der bayerischen Prinzen nach Klagenfurt, wenn schon keine Kavaliereise, so immerhin doch eine Reise von Kavaliere war.

V.

Diese Beobachtung leitet unmittelbar über zu der Frage nach dem eigentlichen Charakter dieses Unternehmens, die abschließend zu stellen ist. Mit einer Reise nach heutigen Begriffen hat der vorliegende Fall offensichtlich nichts zu tun. Auch zum Phänomen der Prinzenreise oder Kavaliereise, wie es in der historischen Forschung aufgefasst wird, gibt es kaum Verbindungen. Einen adäquaten modernen Begriff für einen frühneuzeitlichen Vorgang zu finden, zu dem es wohl keine echte Parallele gibt, ist indessen kaum möglich.

Schon zeitgenössisch hat es keine einheitliche Sprachregelung gegeben. Der Text des Diariums spricht in der Überschrift vom „Marsch“ nach Klagenfurt, und auch in den Reisebriefen kommt dieser Begriff immer wieder zum Einsatz. Ferner finden sich alle möglichen Wortbildungen auf der Basis des Verbums „führen“: Von Wegführung, Abführung, Überführung, Entführung der Prinzen ist da die Rede.

Dieser nüchtern-technischen Begrifflichkeit könnte man als modernes Äquivalent vielleicht noch am ehesten den Begriff „Transport“ an die Seite stellen, umso mehr, wenn man das Motiv für die Überstellung der Prinzen von München nach Klagenfurt angemessen gewichtet. Denn es kann keinerlei Zweifel unterliegen, dass die kaiserliche Seite die bayerischen Prinzen schon seit dem Jahr 1704 als willkommene Geiseln betrachtete, mit deren Hilfe man den gefährlichen bayerischen Nachbarn im Zaum zu halten versuchen konnte. Um sich dieser Geiseln zusätzlich zu versichern, wurden sie im Jahr 1706 in eine besser kontrollierbare Umgebung verbracht.

So hat schon Karl Theodor von Heigel den Klagenfurter Aufenthalt der Prinzen nicht von ungefähr als „Die Gefangenschaft der Söhne des Kurfürsten Max Emanuel“ bezeichnet. Am Begriff der Gefangenschaft ist in diesem Zusammenhang natürlich immer wieder, auch berechtigte Kritik geübt worden. Zu ihm will die zuvorkommende persönliche Behandlung der Prinzen, die sie alles in allem genossen haben, nicht so recht passen, jedenfalls nicht für den modernen zivilen Zeitgenossen, der Gefangenschaft

ja nur noch im Kontext eines schmachvollen Gefängnisaufenthaltes kennt. Einen Gefangenentransport wird man aus diesem Grund den Marsch nach Klagenfurt nicht nennen wollen, auch wenn vieles daran erinnert.

Ein anderer Forscher hat das begriffliche Problem zu lösen versucht, indem er seine Edition des Diariums betitelte: „Eine unfreiwillige Reise fürstlicher Kinder“. Das befriedigt nun schon von dem Aspekt her nicht, dass dieser Titel nur dann wirklich Sinn ergeben würde, wenn man voraussetzen könnte, dass fürstliche Kinder ansonsten stets freiwillig gereist wären, was man so wohl kaum sagen kann.

Doch trägt diese Begrifflichkeit immerhin der Quellensprache Rechnung, in der insgesamt überwiegend von der „rais“ der Prinzen oder der „Klagenfurter rais“ die Rede ist, wobei teils sogar der gesamte mehrjährige Auslandsauf-

enthalt darunter verstanden wird. Dabei muss man natürlich die mundartliche Verwendung im bairischen Sprachraum berücksichtigen, bei der „raisen“ oder „roasen“ jede Art von außerhäusiger Ortsveränderung gleich welcher Zweckbestimmung, Entfernung und Dauer bezeichnete. Und auch die noch ältere Bedeutungsschicht von „rais“ als einer irgendwie bewaffneten Unternehmung schwingt wohl mit, wenn man die militärischen Begleitaspekte des Ganzen bedenkt.

Es ist von daher also nicht eigentlich falsch, wenn man von der „Reise“ der bayerischen Prinzen im Jahr 1706 spricht – man muss sich dabei nur über die konkreten historischen Umstände im Klaren sein. Über diese Umstände war bislang allzu wenig bekannt. Sie ein Stück weit aufhellen zu helfen, war das schlichte Anliegen dieser Ausführungen. □

Musikalische Stationen

Das Ensemble „L’Arcadia“ unter der Leitung von Anne Marie Dragosits und die Gruppe „Tanz durch die Jahrhunderte“ sorgten für eine heitere und abwechslungsreiche Abendunterhaltung. Anhand archivalischer Quellen war es Wissenschaftlern gelungen, Musik- und Tanzstücke zu rekonstruieren, die zu Ehren Karl Albrechts auf dessen Italienreise gespielt, ihm teilweise sogar gewidmet worden waren. Zu hören war

bei dem Symposium Musik unter anderem von Scarlatti und Vivaldi, die teilweise das erste Mal seit Anfang des 18. Jahrhunderts wieder erklang.

Andrea Zedler, die beim Symposium auch als Referentin mitwirkte, erläuterte in kurzen Beiträgen den historischen Zusammenhang und die Funktion dieser Musik am Schnittpunkt von Unterhaltung, Repräsentation und Politik.



Das Ensemble „L’Arcadia“ unter der Leitung von Anne Marie Dragosits freute sich über den Applaus der Zuhörer.



Auch die Mitwirkenden der Gruppe „Tanz durch die Jahrhunderte“ bedankten sich am Ende für die Aufmerksamkeit des Publikums.

Das Spiel mit der Maske. Der europäische Hochadel zu Gast in der Vergnügungsmetropole Venedig

Tobias C. Weißmann

Am 4. März 1709 war es endlich so weit. Seit Wochen feierte Venedig einen hohen Gast aus dem Norden, Friedrich IV. von Dänemark und Norwegen (1671–1730). Zwar weilte dieser unter dem Pseudonym Conte di Oldenburg in der Lagunenstadt, doch wurde er mit einem umfangreichen Festprogramm geehrt. Nun, am letzten Tag seines gut zweimonatigen Aufenthalts, erwartete ihn das prächtigste Fest, das die Serenissima zu bieten hatte: die regata grande, die Prunkregatta.

Wie der dänische König reiste der Großteil des europäischen Hochadels im 17. und 18. Jahrhundert inkognito nach Venedig, um ohne Einschränkungen die Vergnügungen des venezianischen Karnevals genießen zu können. So gastierten etwa im Jahr 1716 der bayerische und der sächsische Kurprinz, Karl Albrecht von Bayern (1697–1745) und Friedrich August von Sachsen (1696–1763), als Conte di Trausnitz beziehungsweise Conte di Lusatia in Venedig, und Paul Petrovich (1754–1801), der erstgeborene Sohn der russischen Zarin Katharina II., besuchte 1781 mit seiner Gattin unter dem Decknamen Conti del Nord die Lagunenstadt.

In diesen Fällen konnte die Republik Venedig weder selbst als Gastgeber auftreten noch die hochrangigen Besucher mit offiziellen Ehren empfangen. Wie die Serenissima auf dieses Maskenspiel reagierte, um den auswärtigen Fürsten dennoch mit einem umfangreichen Unterhaltungsprogramm zu ehren und mittels ephemerer Kunstwerke und ritueller Festbräuche politische Botschaften zu senden, soll im Folgenden aufgezeigt werden.

I.

Das Inkognito stellte, wie Volker Barth gezeigt hat, eine gängige Praxis reisender Fürsten dar. Diese wählten eine alternative rangniedere Identität, um die Reisekosten zu reduzieren und dem strengen Zeremoniell zu entgehen. Der Zeitpunkt des anstehenden Besuchs und das Pseudonym wurden dem Gastgeber vorab übermittelt. So hatte die venezianische Regierung etwa erst kurzfristig, im Dezember 1708, von der bevorstehenden Ankunft Friedrichs IV., durch ihren Botschafter in Wien, Lorenzo Tiepolo, erfahren. Da die Serenissima keinerlei diplomatische Verbindungen mit dem König pflegte, ließ sie durch Daniele Dolfin, den provveditore generale in terra ferma, Kontakt mit dem Monarchen aufnehmen und offerieren, ihn mit allen gebührenden Staatsehren als regierenden König zu empfangen. Dieser bevorzugte jedoch inkognito nach Venedig zu kommen, „um möglichst frei die Vergnügungen des Karnevals genießen und ohne Einschränkungen von der Gesellschaft der venezianischen Adligen profitieren zu können“, wie Dolfin in einem Schreiben vom 6. Dezember 1708 berichtet. Die Absicht des Königs sei „insbesondere seine Konversation“ und sein „größtes Vergnügen bestand in der Konversation mit Damen und in Tanzbällen“.

Wie der Dänenkönig so wurden im Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts zahlreiche Fürsten von dem geradezu mythischen Ruf einer Vergnügungs-



Tobias C. Weißmann M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom

metropole angezogen. Neben den zahlreichen kirchlichen und staatlichen Festen, die in der Lagunenstadt mit besonders großem Pomp begangen wurden, war es vor allem der Karneval, der alljährlich zahlreiche Mitglieder des europäischen Adels nach Venedig zog. Auf dem Markusplatz und entlang der Riva degli Schiavoni flanierten unzählige maschere, am Giovedì grasso, dem Fetten Donnerstag, fanden vor dem Dogenpalast eine Stierjagd, die Forze d'Ercole, eine Art menschliche Pyramide, sowie der kunstvolle Türken- beziehungsweise Engelsflug vom Campanile der Markusbasilika, und zum Abschluss ein Feuerwerk statt. Jeden Abend konnte man Operaufführungen von internationalem Rang in den zahlreichen öffentlichen Theatern erleben, das Glücksspiel und auch das Geschäft mit der käuflichen Liebe florierten.

Jeden Abend konnte man Operaufführungen von internationalem Rang in den zahlreichen öffentlichen Theatern erleben, das Glücksspiel und auch das Geschäft mit der käuflichen Liebe florierten.

Bereits im 17. Jahrhundert wurde der Karneval, wie Peter Burke konstatierte, zunehmend professionalisiert und kommerzialisiert. Eine große Anziehungskraft bildete darüber hinaus die Verkleidung mit dem Tabarro und der Bautà, der venezianischen Gesellschaftsmaske. Diese versprach den stets unter Beobachtung stehenden Mitgliedern des europäischen Hochadels die Möglichkeit, unerkannt die Stadt zu erkunden und ihnen ansonsten verwehrt Orte aufzusuchen. Zu dem zeremoniellen trat in der

Lagunenstadt also das venezianische Inkognito hinzu. Das doppelte Inkognito ermöglichte den auswärtigen Fürsten einen erweiterten Bewegungsradius und einen größeren Handlungsspielraum.

Im Fall von Inkognitobesuchen war der venezianische Staat gezwungen, auf das Verkleidungsspiel einzugehen und trotz der vermeintlich unbekanntem Identität des fürstlichen Gastes ein umfangreiches Unterhaltungsprogramm zu veranstalten. Da die Regierung nicht selbst als Gastgeber in Erscheinung treten konnte, setzte sie vier Adlige der angesehensten Patrizierfamilien zu quattro deputati ein. Diese hatten den Besuchern zum Auftakt ihre Aufwartung zu machen und ihm das Begrüßungsgeschenk der Republik zu überbringen, das aus mehreren Bootsladungen ausgewählter Gaumenfreuden und Glaserzeugnissen aus Murano bestand. Zahlreiche Akteure und Institutionen waren mit der Organisation des Rahmenprogramms der „inoffiziellen Staatsbesuche“ beteiligt, doch waren es stets die vier Deputierten, die als Gastgeber auftraten. Wie König Heinrich III. von Frankreich und anderen offiziellen Staatsgästen wurden den „verkleideten“ Besuchern die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Venedigs gezeigt, darunter der Dogenpalast als Zentrum der Staatsgewalt, die Markusbasilika mit den Reliquien des Heiligen Markus, das Rialto-Viertel mit den dort preisgebotenen Luxusgütern und schließlich die Glasmanufakturen in Murano.

II.

Der Rundgang durch das Arsenal, der Schiffswert und Waffenschmiede der Venezianer, sollte den auswärtigen Fürsten die technischen und militärischen Errungenschaften der Markusrepublik und deren Anspruch als Seemacht vor Augen führen. Dem bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht wurde bei seiner Besichtigung die besondere Ehre zuteil, ein Kriegsschiff zu taufen. Dessen Name Lione trionfante, der zugleich auf das bayerische und das venezianische Wappentier anspielte, sollte den Anstrengungen Venedigs, Kurfürst Max Emanuel als Verbündeten im neuerlichen Türkenkampf zu gewinnen, symbolhaft Ausdruck verleihen.

Eine Stierjagd auf einem der venezianischen Campi oder auf dem Markusplatz war ein weiterer beliebter Festakt. Hierzu wurden gewaltige Festarchitekturen errichtet, die an antike Amphitheater erinnerten, mit ansteigenden Zuschauertribünen um einen ovalen Kampfplatz. Der Stierjagd konnte ein Festzug verkleideter Stierkämpfer vorausgehen, die dem Ehrengang huldigten. Während sich dieses blutige Spektakel bei Einheimischen über Jahrhunderte hinweg größter Beliebtheit erfreute, nannte Johann Caspar Goethe, welcher der Stierjagd zu Ehren des sächsischen Kurprinzen Friedrich Christian am 16. Februar 1740 beigewohnt hatte, diese ein „erschreckendes Schauspiel“. Neben der Unterhaltung der Gäste und der Bevölkerung sollte die Caccia de' Torri in symbolhafter, ritualisierter Form an ein für die Geschichte der Markusrepublik wichtiges Ereignis erinnern, den Sieg über die Truppen des Patriarchen von Aquileia im Jahr 1162. Nach seiner Niederlage hatte der Patriarch einen Stier und zwölf Schweine als Tribut entrichten müssen, die suppletorisch für ihn und seine zwölf Kanoniker vor dem Dogenpalast hingerichtet wurden.

Den Höhepunkt des Unterhaltungsprogramms bildete die Prunkregatta auf dem Canal Grande, die stets zum Abschluss eines Herrscherbesuchs veranstaltet wurde. Hierbei handelte sich um die Kombination von Ruderwettrennen und dem anschließenden Festzug

künstlerisch gestalteter Prunkboote. Bei den Wettrennen traten männliche Venezianer, in gesonderten Rennen auch Frauen, auf diversen Bootstypen in ihrem Nationalsport gegeneinander an, weshalb dieses Spektakel von Seiten der Bevölkerung mit großem Enthusiasmus verfolgt wurde. Die Route begann im östlichen Sestiere Castello, führte vorbei an der Riva degli Schiavoni und dem Dogenpalast und durchzog den gesamten Canal Grande. An dessen Ende wendeten die Athleten, um die Hälfte der Strecke zurückzueilen und in der Biegung des Kanals zu enden. Hier befand sich vor dem Palazzo Ca' Foscari ein schwimmender Festapparat, eine gewaltige, mit bemalter Leinwand und Stuckelementen verkleidete Holzkonstruktion in der Tradition barocker Festarchitekturen, auf der zum Abschluss die

Den Höhepunkt des Unterhaltungsprogramms bildete die Prunkregatta auf dem Canal Grande, die stets zum Abschluss eines Herrscherbesuchs veranstaltet wurde.

Siegerehrung vollzogen wurde. Dem athletischen Wettkampf schloss sich der Festzug zahlreicher Prunkbarken an, die von führenden venezianischen Künstlern, darunter Gasparo Mauro, Giovanni Battista Tiepolo und Antonio Jolli, entworfen wurden. Hierbei handelte es sich um venezianische Boote mittlerer Größe, die durch einen reichen plastischen Schmuck und Figuren aus bemaltem oder vergoldetem Stuck und Holz von einem Team an Künstlern und Handwerkern in schwimmende Festapparate verwandelt worden waren. Das Bildprogramm umfasste zumeist Allegorien, mythologische Gestalten oder Meeresungeheuer.

Beide Elemente der Prunkregatta, Kunst und Athletik, können als Mittel der symbolischen Kommunikation interpretiert werden. Die Ruderwettrennen, deren Ursprünge im Galeerendienst lagen, sollten den auswärtigen Gästen die physische Potenz der venezianischen Bevölkerung vor Augen führen, die im Kriegsfall auf den Galeeren kämpfen würde. Die Prunkbarken des Festzugs wiederum konnten mittels des Skulpturenschmucks konkrete politische Botschaften senden. So inszenierte etwa das Paradeboot im Zentrum der Regata grande zu Ehren Ernst Augusts von Braunschweig-Calenberg (1629–1698) im Juni 1686 den Kurfürsten als neuen Kriegsgott Mars, der die venezianische Republik zum Sieg über das Osmanische Reich führen würde. Und in der Tat unterstützte der Herzog die Venezianer mit der Bereitstellung von 2.400 Soldaten im Morea-Krieg. Beim Besuch Ferdinando de' Medici (1663–1713) im Februar 1688 unterstrich die Regata grande hingegen die freundschaftlichen Beziehungen der Markusrepublik mit dem Großherzogtum Toskana, ehrte das Florenz der Medici als Patronin der schönen Künste und gratulierte dem jungen Erbprinzen zur anstehenden Hochzeit mit Violante Beatrix von Bayern. So befand sich am Heck einer Peota die Personifikation der Toskana mit der großherzoglichen Krone auf dem Haupt, umringt von den Allegorien der Malerei, Skulptur, Musik und Poesie, während am Bug einer anderen Prunkbarke der Flussgott Arno den Markuslöwen umarmte.

III.

In mehrfacher Hinsicht erscheint die venezianische Prunkregatta als ein spielerischer Ersatz für den offiziellen Ein-

zug auf dem Wasserweg, wie ihn etwa Heinrich III. 1574 erhalten hatte, der den inkognito reisenden Fürsten jedoch verwehrt bleiben musste – nur eben statt zum festlichen Auftakt als krönendem Abschluss des Aufenthalts. Die Route der Regata grande entsprach dem zweiten Abschnitt des offiziellen Ingresso, der vom Machtzentrum um den Dogenpalast den Canal Grande entlang bis zur Ca' Foscari in der Biegung des Kanals reichte. Beide Festzüge sollten den hohen Besucher ehren, die Stadt Venedig in bestem Licht vorstellen und schließlich den auswärtigen Fürsten der venezianischen Bevölkerung präsentieren. Darüber hinaus erinnerte die schwimmende Festarchitektur, auf der die Siegerehrung stattfand, nicht selten an einen Triumphbogen, wie er zu Herrscherinzügen in der Frühen Neuzeit in vergänglicher Form errichtet wurde.

So bezeichnet ein Reisetagebuch des bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht den Festapparat der Prunkregatta im März 1716 als „triumph-porten mit dem chur-payerischen wappen“. Dieses war wohl so groß, „das man solches von 200 schritt gar wohl unterscheiden kunde.“ (Siehe Schmuckbild Seite 13). Und so verwundert es nicht, dass der Festzug der Prunkbarken gerade um das Jahr 1600 zu dem athletischen Ruderwettkampf hinzutrat, also zu der Zeit, in welcher der Großteil der Fürsten begann, inkognito nach Venedig zu reisen.

Trotz der vermeintlich rangniederen Identität der mit dem inkognito maskierten Fürsten veranstaltete die Sere-nissima auch im 17. und 18. Jahrhundert stets einen ganzen Festreigen, dessen Höhepunkt die Prunkregatta darstellte. Die Feste dienten nicht nur zur Unterhaltung der hohen Besucher, sondern sollten auch ein auf Prosperität und militärische Stärke zielendes Image der Seerepublik vermitteln. Rituelle Festbräuche und ephemere Kunst fungierten als Mittel der symbolischen Kommunikation, die darüber hinaus konkrete politische Botschaften senden konnten.

Den letzten glanzvollen Fürstenbesuch in der Geschichte der Republik Venedig stellte der Inkognitoaufenthalt Kaiser Leopolds II. (1747 – 1792) im März 1791 dar. Als im Jahr 1797 französische Truppen die Markusstadt einnahmen, starb mit der einst so stolzen Republik auch ihre prächtige Festkultur. Der Bucintoro wurde am Fuße eines Freiheitsbaumes verbrannt und jegliche Feste auf Jahre untersagt. Das nächste große Wasserfest fand erst ein Jahrzehnt später, am 29. November 1807 statt: zum Empfang des neuen Herrschers von Venedig, Napoleon Bonaparte. □

„Come fu ricevuta in questa città sua Altezza“ – Fürstenbesuche in Venedig im 16. Jahrhundert

Evelyn Korsch

I.

„Come fu ricevuta in questa città sua Altezza“, nämlich „wie ihre Hoheit in dieser Stadt empfangen wurde“, sind die Worte, mit denen ein Großteil der in den *Cerimoniali* enthaltenen Berichte zu Fürstenbesuchen beginnt. Diese Zeremonialbücher wurden Ende des 16. Jahrhunderts von der venezianischen Regierung in Auftrag gegeben, um einerseits politisch relevante Ereignisse zu dokumentieren und andererseits eine Vorlage für den formalen Ablauf künftiger Geschehnisse zu bieten.

Die erste Beschreibung eines Fürstenbesuches mit detaillierten Informationen zum Zeremoniell galt Charles II. de Lorraine, Herzog von Mayenne und Großkammerherr von Frankreich, der am 13. März 1574 in Venedig ankam. Er befand sich auf dem Rückweg von Krakau, wohin er Heinrich von Valois, den Bruder Karls IX., begleitet hatte. Heinrich war im Mai 1573 zum König von Polen gewählt und im Februar 1574 in Krakau gekrönt worden. Nach den Feierlichkeiten trat Charles die Rückreise nach Paris an. Sein Weg führte ihn durch Oberitalien, wo er in der Lagunenstadt einen längeren Aufenthalt einlegte und dabei der Konvention gemäß dem Dogen Alvise Mocenigo seine Aufwartung machte. Die *Cerimoniali* geben minutiös Auskunft über die Besuche des Herzogs im Dogenpalast. So begab sich Charles in Begleitung des französischen Botschafters und des Gesandten von Ferrara zu seiner ersten Audienz. Im Vorzimmer der Sala del Collegio wurde der Herzog von einem Savio del Consiglio empfangen und in die Sala del Collegio geführt. Der Doge, der auf dem Tribunale saß, erhob sich bei seinem Anblick. Doch behielt er seinen Kopf bedeckt. Als Charles die Stufen des Tribunale erklimmen hatte, wurde er von Alvise begrüßt und umarmt. Anschließend durfte sich der Herzog an die rechte Seite des Dogen setzen. Diese Position war traditionsgemäß dem ältesten Ratsmitglied, das zugleich als Vizedoge



Dr. Evelyn Korsch, Dozentin für Geschichte und Kulturen der Räume in der Neuzeit, Universität Erfurt

fungierte, vorbehalten. Zur Linken des Dogen nahmen die beiden Botschafter Platz. In dieser Konstellation wurden die üblichen Höflichkeitsfloskeln und Ehrbekundungen ausgetauscht. Der Abschied nach dem Gespräch verlief analog, d.h. der Doge erhob sich, trat nach vorne und umarmte den Herzog. Danach kehrte er an seinen Platz zurück, wo er stehen blieb, bis Charles den Raum verlassen hatte. Von der Sala del Collegio bis zum Anticollegio wurde der Herzog erneut vom Savio del Consiglio begleitet. Anschließend gaben ihm zwei Savi di Terra Ferma bis zur gegenüberliegenden Sala delle Quattro Porte das Geleit. Dort wurde der Herzog von den Savi alli Ordini abgeholt und bis zum Ausgang des Dogenpalastes gebracht.

Fünf Wochen später, am 18. April 1574, ließ Charles dem Dogen ausrichten, dass er gerne einer Sitzung des Maggior Consiglio beiwohnen würde, aber keine zeremoniellen Verpflichtungen wünsche. Als der Herzog überraschend im Dogenpalast erschien, begab sich die Signoria – der innere Regierungszirkel – gerade in den Saal. Da Alvise Mocenigo nicht anwesend war, wurde Charles vom Vizedogen begrüßt. Dieser umarmte den Gast und führte ihn in den Saal bis zum Tribunale. Der Vizedoge schritt an der rechten Seite des Herzogs und wies ihm einen Platz in unmittelbarer Nähe seines eigenen Sitzes zu. Während des Abstimmungsvorganges wurde der Wahlhut auch dem Herzog gereicht. Wählen durften nur Mitglieder des venezianischen Adels. Da jedoch das Haus Lothringen, zu dem Charles gehörte, bereits diesen Ehrentitel verliehen bekommen hatte, war er zur Stimmabgabe berechtigt. Nach dem Ende der Ratssitzung brachte die Signoria den Herzog bis zur Saaltür.

Wenig später beschloss Charles II. de Lorraine seine Abreise und begab sich zur formellen Verabschiedung in die Sala del Collegio. Da auch diesmal Alvise Mocenigo verhindert war, wurde er erneut vom Vizedogen empfangen. Das

Zeremoniell folgte dabei demselben Ablauf, den der Herzog bereits bei seiner Ankunft erfahren hatte. Als er die Stufen zum Tribunale hochstieg, stand der Vizedoge auf, um ihn zu umarmen. Im Gegensatz zum Dogen nahm dieser dazu jedoch seine Kopfbedeckung ab. Als der Herzog den Saal verließ, wurde er von verschiedenen Savi aus dem Dogenpalast begleitet. Entscheidend ist die Choreographie einer solchen Audienz, bei welcher dem Gast die wichtigsten Regierungsmitglieder und bedeutendsten Amtsräume im Dogenpalast präsentiert werden. Der in den *Cerimoniali* enthaltene Eintrag zum herzoglichen Besuch schließt mit dem Hinweis, dass für mehrere kleine Empfänge insgesamt 125 Dukaten ausgegeben worden waren. Eine Summe von 25 Dukaten entspricht dem üblichen Aufwand für Botschafter. Über die Hintergründe dieses langen Aufenthaltes ist nichts bekannt. Doch waren 1574 die Beziehungen zwischen Frankreich und Venedig sehr freundschaftlich geprägt.

II.

Eine besondere Intensivierung sollte die gegenseitige Verbundenheit drei Monate später durch den Besuch Heinrichs III. erfahren. Die Kosten in Höhe von 100.000 Dukaten verdeutlichen die Dimension des Ereignisses, das als großartiges Multimediaspektakel inszeniert wurde. Nachdem Karl IX. am 30. Mai 1574 verstorben war, wurde sein Bruder Heinrich zum Nachfolger proklamiert. Heinrich brach nach Paris auf und reiste dabei ebenfalls über Oberitalien. Sein Aufenthalt in Venedig dauerte vom 17. bis zum 27. Juli 1574 und entsprach einem traditionellen Adventus. Der Festeinzug des Königs fand am 18. Juli 1574 statt. Doge und Signoria holten Heinrich mit mehreren Galeeren von Murano ab, wo er die erste Nacht verbracht hatte. Dann führen sie zu

Entscheidend ist die Choreographie einer Audienz, bei welcher dem Gast die wichtigsten Regierungsmitglieder und bedeutendsten Amtsräume im Dogenpalast präsentiert werden.

San Nicolò am Lido und wurden vom Patriarchen und dem Klerus empfangen. Zu Ehren des Königs waren ein Triumphbogen und eine Loggia errichtet worden. Unter einem Baldachin wurde Heinrich zum Altar in der Loggia geleitet, wo ein Te Deum gesungen wurde. Nach Gebeten und Segnung bestiegen König, Doge, Signoria, Päpstlicher Legat, Fürsten und Botschafter den Bucintoro, die vergoldete Staatsgaleere.

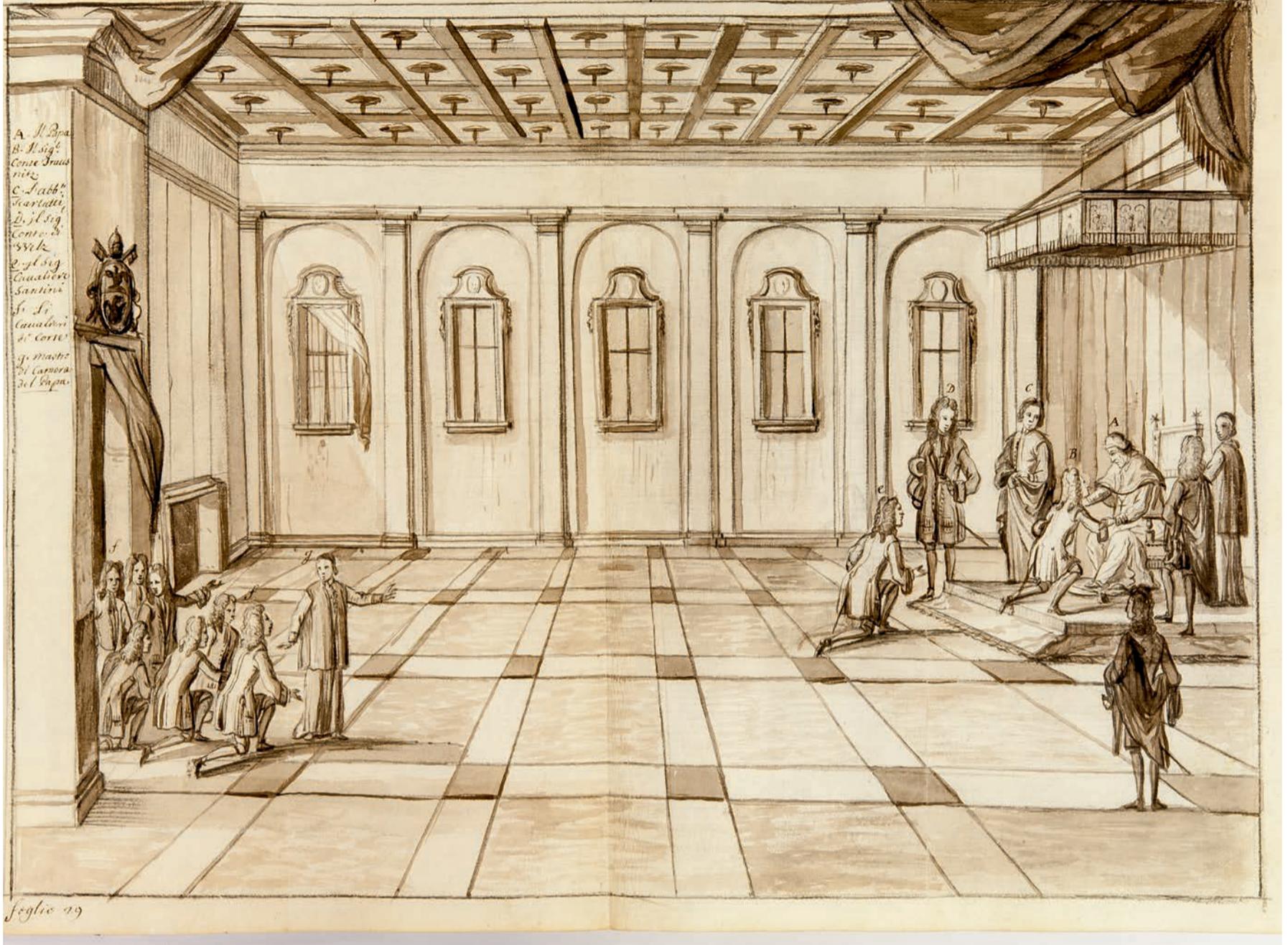
Mit der Abfahrt vom Lido begann der eigentliche Einzug in die Stadt. Dabei bot der Blick auf San Marco und den Canal Grande eine beeindruckende Kulisse. Für Heinrich war am Heck der Galeere ein Thron errichtet worden, und er wurde mit Lobreden und Gesang unterhalten. Der Bucintoro fuhr von fünfzehn Galeeren und Hunderten weiterer Boote flankiert sowie von Glockenläuten und Salutschüssen begleitet in Richtung Markusplatz. Dort bog das Schiff in den Canal Grande ein, wo alle Palazzi festlich geschmückt und beleuchtet waren, und brachte den König zu seiner Unterkunft in der Ca' Foscari. Heinrich soll von diesem synästhetischen Gesamtkunstwerk begeistert gewesen sein.



Prof. Dr. Reinhard Baumstark, Kunsthistoriker und lange Jahre Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, war einer der interessierten Teilnehmer des Symposiums. In einer

der Pausen fand er sich mit seiner Fachkollegin Prof. Dr. Eva-Bettina Krems zusammen, die als Referentin mitwirkte.

Il serenissimo Principe Elettorale riceve la prima Uddienza del Papa, nella forma che si uede



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68452 Bastian Krack

Am 6. April erhielt der Prinz aus München seine erste Audienz bei Papst Clemens XI. in Rom.

In den folgenden Tagen fand ein traditionelles Unterhaltungsprogramm mit Regatten, Theateraufführungen, Konzerten sowie einem Bankett und einem Ball statt. Weitere Konstanten waren eine Audienz beim Dogen, die Teilnahme an einer Versammlung des *Maggior Consiglio* sowie Besichtigungen, zu denen die Schatzkammer von San Marco, die Rüstungssäle im Dogenpalast und das Arsenal gehörten. Darüber hinaus wurden persönliche Wünsche des Gastes berücksichtigt. So besuchte Heinrich die berühmte Kunstsammlung von Giovanni Grimani, dem Patriarchen von Aquileia, und auf nachdrücklichen Wunsch des Monarchen organisierte die *Signoria* einen volkstümlichen Faustkampf. Der Konvention gemäß wurde der Staatsbesuch mit einer Abschiedszeremonie und dem Überreichen von Geschenken abgeschlossen.

Die Festlichkeiten zu Ehren Heinrichs fielen so prunkvoll aus, weil Venedig den Besuch zur Imagepflege und Prestigesteigerung nutzte. Nach dem 1573 geschlossenen Separatfrieden mit dem Osmanischen Reich, unter dem sein Ansehen in der Öffentlichkeit gelit-

ten hatte, versuchte es, seine Rolle als Verteidigerin des Christentums zu bestätigen. Dies gelang mit der Inszenierung des *rex christianissimus*. Heinrich wiederum nutzte die Chance, seinen neuen Rang als König von Gottes Gnaden – und nicht mehr nur polnischer Wahlkönig – durch einen langen Triumphzug durch Oberitalien bis nach Paris zu manifestieren. Nichtsdestotrotz waren auch profane Beweggründe im Spiel, nämlich das Ersuchen um einen hohen Kredit, der die Hugenottenkriege finanzieren sollte, aber nicht erzielt werden konnte.

III.

Ebenfalls finanzielle Hintergründe bestimmten den Besuch eines Botschafters der Hohen Pforte. Am 8. Juni 1576 erreichte Cassan Chiaus Venedig. Da der Sultan selbst keine Staatsbesuche machte, kam seinem Repräsentanten ein höherer Rang als der eines konventionellen Gesandten zu. Folglich erfuhren Cassan in der Lagunenstadt eine sehr zuvorkommende Behandlung. Wie der Eintrag in den *Cerimoniali* vermerkt,

suchte der Chiaus die Serenissima in einer „besonderen Angelegenheit“ auf. Bei seiner Ankunft wurde Cassan von seiner Galeere abgeholt und zu einer Herberge an dem Ponte della Paglia gebracht. Diese Unterbringung in unmittelbarer Nähe des Dogenpalastes war

Die Unterbringung in unmittelbarer Nachbarschaft des Dogenpalastes war sehr ungewöhnlich und nur dem Umstand geschuldet, dass in der Stadt die Pest wütete.

sehr ungewöhnlich und nur dem Umstand geschuldet, dass in der Stadt die Pest wütete und noch keine angemessene, ansteckungsfreie Unterkunft für den Botschafter gefunden worden war. Es erging der Beschluss, ihm während seines Aufenthaltes täglich fünf Dukaten zu zahlen, damit er seine Auslagen bestreiten könne. Am Folgetag wurde dem

Chiaus ein Haus auf der Giudecca zugewiesen und eine Gondel zur Verfügung gestellt. Zu seiner Audienz im *Collegio* holten ihn die *Savi agli Ordini* zusammen mit einem Übersetzer ab und brachten ihn anschließend wieder zur Unterkunft zurück. Bei Cassans Betreten der *Sala del Collegio* erhob sich die *Signoria* und bat ihn, den Ehrenplatz an der rechten Seite des Dogen einzunehmen. Als der Botschafter am 12. Juli 1576 die Heimreise antrat, wurden ihm zum Abschied 500 Dukaten und zehn Obergewänder im Stile einer Toga geschenkt. Diese Seidenkleider waren aus Damast, Brokat und Samt gefertigt. Sie repräsentierten wertvolle Luxustextilien, für die Venedigs Manufakturen berühmt waren und welche mit Gastgeschenken beworben werden konnten.

Vier Jahre später, am 10. Juli 1580, verzeichnen die *Cerimoniali* einen erneuten Besuch des Cassan Chiaus, der jedoch bereits im Juni stattgefunden hatte. Da der Gesandte in derselben Angelegenheit wie im Jahr 1576 versprechen wollte, hatte der Senat entschieden, ihm weniger Ehrbekundungen und keine finanziellen Mittel zu-

kommen zu lassen. So hatte der Chiaus in Ragusa vergeblich darauf gewartet, mit einer Galeere abgeholt zu werden. Ebenso wenig bekam er in Venedig eine Unterkunft zur Verfügung gestellt, sondern musste auf eigene Kosten am Lido in einem Haus des Consiglio di Dieci logieren. Auf diese Weise entfielen nicht nur die zuvor geleisteten Geldzahlungen, sondern der venezianische Staat verdiente auch noch an der Vermietung. Als ihn kein Amtsträger zu einer Audienz abholte, ergriff Cassan die Initiative. Nur von einem Übersetzer begleitet, erschien er vor dem Collegio. Dort durfte er sich standesgemäß neben den Dogen setzen. Der Chiaus übergab das Schreiben des Sultans und beschwerte sich über die mangelnden Ehrerweise. Daraufhin wurde ihm mitgeteilt, dass er eine Antwort auf sein Anliegen erhalten würde. Allerdings wurde er zur Übermittlung der Entscheidung nicht mehr in die Sala del Collegio gebeten, sondern der Dolmetscher überbrachte ihm den Beschluss.

Die Festkultur des 16. Jahrhunderts bot Gelegenheit zur Selbstdarstellung.

Am Ende des Besuchs entschied der Senat doch noch, Cassan 200 Dukaten sowie zwei Seidenkleider zu schenken, die entstandenen Kosten zu übernehmen und ihn mit einer Galeere nach Ragusa zu bringen. Der Eintrag in den *Cerimoniali* schließt mit einem Hinweis auf den Besuch von 1576, bei dem der Chiaus seinem Rang gemäß behandelt worden wäre. Da er nun aber in derselben Angelegenheit gekommen wäre, erschiene es legitim, nur einen Minimalaufwand zu leisten. Offensichtlich hatte sich die Interessenslage der Venezianer verschoben. Hinter den beiden Besuchen Cassans stand ein Vorgang, der als Streit zwischen einem venezianischen Schiffseigner und zwei in Konstantinopel ansässigen jüdischen Handelsgesellschaften begonnen hatte, sich im Verlauf der Jahre zu einem diplomatischen Konflikt zwischen Venedig, der Hohen Pforte und Spanien entwickelte und erst 1581 beigelegt werden konnte. Die Bedeutung der Krise lässt sich auch daran ablesen, dass der Botschafter während der Pestepidemie für einen Monat in die Lagunenstadt kam. Im Anschluss an seinen ersten Besuch hatte die Signoria pragmatische Lösungsvorschläge gemacht, die jedoch von osmanischer Seite nicht angenommen worden waren.

Der zweite Besuch erfolgte, nachdem der venezianische Schiffseigner ermordet worden war. Doch nicht das Verbrechen begründete die ablehnende Haltung gegenüber dem Chiaus, sondern der Umstand, dass der Sultan zwischenzeitlich starken Druck auf den venezianischen Botschafter in Konstantinopel ausübte und sogar dessen Dolmetscher hatte verhaften lassen, um Geld zu erpressen, das ihm im Krieg gegen Persien dienen sollte. Nun ging es nicht mehr nur um finanzielle Interessen, sondern auch um eine Demonstration der eigenen Machtposition, welche mit zeremoniellen Akten visualisiert werden konnte.

Im 16. Jahrhundert avancierte Venedig zu einer Bühne der Selbstdarstellung, in deren Zentrum die Festkultur stand. Prunkvoll inszenierte Feiern dienten sowohl dem Gast als auch der Serenissima als Repräsentationsstrategie, bei der politische, ökonomische und künstlerische Manifestationen eine Prestigesteigerung und höhere Stellung im europäischen Mächtesystem erwirken sollten. □

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg. Musik und Politik während Karl Albrechts Aufenthalt in Venedig (1716)

Andrea Zedler

I.

Der erste offizielle Kontakt zwischen dem bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht und der Republik Venedig war von einer Entschuldigung geprägt. Die von der Serenissima für den Wittelsbacher abgesandten Adligen waren am 5. Februar 1716 zu ihrer Antrittsvisite in den Palazzo Correr, die Unterkunft des Kurprinzen am Canal Grande, gekommen. Von dem halbstündigen Gespräch ist in einem der Tagebücher zur Italienreise Karl Albrechts bezeichnender Weise nur ein und damit der wichtigste Punkt festgehalten: Die venezianischen Nobili hatten „die bethaurung der lang gewehrten contumacia sonders eingebracht“. Was aber veranlasste die Venezianer zu der entschuldigenden Geste, die dem verstimmten Fürstensohn wohl süßsauer aufgestoßen sein mag?

Rückblende: 1715 kam es nach den vorangegangenen zwei verheerenden Pestjahren, die auch in Bayern zahlreiche Oper gefordert hatten, zu neuen Seuchenfällen. Nachdem die Nachricht über das Aufflammen der Krankheit Norditalien erreicht hatte, war man vorrangig auf venezianischem Territorium besonders achtsam und verhängte über Reisende aus den Gebieten nördlich des Brenners Quarantänezeiten. Unter diese Regelung, die von den Venezianern mit Strenge gehandhabt wurde, fiel auch der bayerische Kurprinz, als er im Dezember 1715 die Grenze Venetiens überschritten hatte und eigentlich dem Karneval in Venedig freudig entgegenfieberte. Alle Bitten von Seiten des bayerischen Kurfürstenhauses um Umgehung oder Verkürzung der Quarantäne wurden von der Republik abgescmettert. Man gewährte dem Fürstensohn aber immerhin die Unterbringung in einem Palazzo, der von dem bayerischen Agenten Angelo Bertonecchi in Absprache mit den Venezianern in Chievo (**siehe Abb. 1, Seite 21**) nahe Verona ausgewählt worden war. Im Folgenden sind die Reste des – im Laufe des 18. Jahrhunderts baulich etwas veränderten – Palazzo di Chievo über der Etsch (heute als Villa Pellegrini Marioni Pullè bezeichnet) zu sehen. Daneben findet sich der im Jahr 1716 entstandene Plan der Anlage mit der umlaufenden Mauer, die die Überwachung der Reisenden erleichterte und die noch heute in dieser Form erhalten ist.

Obwohl dem Prinzen aufgrund seines Ranges zumindest der Aufenthalt im venezianischen Lazarett erspart blieb, muss die Quarantäne quälend, ja überaus langweilig gewesen sein, wie Karl Albrecht gegenüber seinem Vater, Kurfürst Max Emanuel, mehrmals brieflich klagte. Aufgrund der über 70 Mitreisenden war die Raumsituation äußerst beengt und die Möglichkeiten des Zeitvertreibs waren beschränkt. Trotzdem versuchten Karl Albrechts Reisebegleiter das bestmögliche, um den Prinzen bei Laune zu halten. Die Quarantäne wurde zum Sprach- und Geschichtsunterricht genutzt und die übrige Zeit war mit Kartenspiel, Spaziergängen, Jagden und Ballspiel im Garten, Schlittenfahrten in Begleitung der Wachen sowie mit Musik und Theaterspiel gestaltet. Der Besuch von Vertretern des Veroneser Adels trug



Mag. Andrea Zedler M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte, Universität Regensburg

darüber hinaus zur Unterhaltung des Prinzen bei – aber nicht jede Visite war gleichermaßen zur Zufriedenheit des Kurprinzen verlaufen.

Kurz vor dem Jahreswechsel, am 30. Dezember 1715, war Giorgio Pasqualigo in den Palazzo gekommen. Er war der für die Quarantäne zuständige venezianische Proveditor. Parlierte Karl Albrecht mit ihm noch „mit aller Höflichkeit“, so erntete er von Seiten des Kammerherrn Johann Baptist Santini offene Kritik, wobei vor allem betont wurde, dass „bey angehender fastnachtszeit Ihro Durchlaucht [Karl Albrecht] durch die lange quarantaine vieler lustbarkeiten“ beraubt werde. Pasqualigo tat diese Beschwerde mit dem kursorischen Hinweis ab, dass man in Venedig sehr um die Person des Prinzen bemüht sei, doch müsse man sich nun einmal an die Gesetze halten. Den Kurprinzen enttäuschte es maßlos, dass weder bei dieser noch bei einer weiteren Visite Pasqualigos eine Quarantäneverkürzung erwirkt werden konnte. Die als Unrecht empfundene Freiheitsberaubung führte zu einer enormen Frustration, die sich über die 40 Tage hinweg immer mehr und mehr gestaut hatte. Ihren heute noch nachvollziehbaren Kullminations- und Wendepunkt fand sie in einem Gedicht, das dem Aufenthalt in Chievo ein düsteres Zeugnis ausstellt.

Nach exakt 40 Tagen und somit einem großen Teil der Karnevalszeit wurden – wortwörtlich – die Schranken des Kontumazienhauses geöffnet und die Reise nach Venedig konnte endlich fortgesetzt werden. Die Ankunft in der Lagunenstadt am 3. Februar 1716 verlief, dem vorab festgelegten Zeremoniell gemäß, in aller Stille. Karl Albrecht reiste inkognito als Graf von Trausnitz mit drei Booten aus Padua kommend an. Des Abends bezog man den Palazzo Correr, der sich zum Zeitpunkt des Aufenthalts im Besitz der Familie Pisani befand.

Zwei Tage später kam es zu der eingangs geschilderten und auch bildlich

festgehaltenen Entschuldigung von Seiten Venedigs bezüglich der Verwerfungen, die sich aus der Quarantäne ergeben hatten. Es war den Venezianern wohl nicht die mehrfache Beschwerde verborgen geblieben, dass man mit der Quarantäneauflage weder dem Kurprinzen noch dessen Haus den adäquaten Respekt gezollt hatte (**siehe Schmuckbild auf Seite 7**).

II.

Im Folgenden wird es nun zum einen um die Frage gehen, wie es Venedig mit Hilfe seiner ganz spezifischen Mitteln gelungen ist, den Kurprinzen wieder zu beschwichtigen, ja geradezu zu begeistern. Dabei waren die Venezianer im Karneval 1716 mit einer ganz außerordentlichen personellen Konstellation konfrontiert. Karl Albrecht war nämlich nicht der einzige hochrangige Gast in der Lagunenstadt. Sechs Tage nach ihm war der sächsische Kurprinz Friedrich August von Frankreich ausgehend durch die Po-Ebene angereist, ohne sich – da er aus einer nicht von der Pest betroffenen Gegend kam – einer Quarantäne unterziehen zu müssen. Um dieses Dreiecksverhältnis wird es also im Speziellen gehen, denn erst mit Hilfe des Vergleichs der beiden hochstehenden Venedigbesucher – immerhin beide präsumtive Kurfürsten – kann nachvollzogen werden, welche delikate Angelegenheit es für Venedig gewesen sein muss, die beiden Prinzen im besten Sinne des Wortes unterhalten zu müssen, verfolgte doch die jeweilige Partei ihre eigenen durchaus politischen Interessen und drehte an so mancher Schraube, um Vorteile für sich zu erzielen. Bemerkenswerter Weise kam den venezianischen Theatern und der in ihnen aufgeführten Musik hierbei eine zentrale Bedeutung zu. So wird zum anderen zu zeigen sein, wie sich Musik innerhalb dieser Konstellation mal zur Darstellung von Rang und mal zur Übermittlung von politischen Botschaften einsetzen ließ.

Bevor ich zu diesem bemerkenswerten Karneval 1716 komme, gilt es, ein Schlaglicht auf die Frage zu werfen, was den Aufenthalt in Venedig so attraktiv für die Prinzen und im Besonderen für den bayerischen Thronfolger machte. Ein erster Hinweis hierauf findet sich Wochen zuvor im Bericht zur Reisestation Innsbruck. Der dort ansässige Statthalter, Karl Philipp von der Pfalz, hatte im Dezember 1715 im „comodiehauß“ für den jungen Reisenden die Oper „Tigrane“ von Alessandro Scarlatti (Musik) und Antonio Lalli (Libretto) aufführen lassen. Karl Albrecht war von der Leistung der Sänger und den Dekorationen begeistert und mutmaßte gegenüber seinem Vater, dass die Aufführung ein schöner Vorgeschmack auf die venezianischen Opern gewesen sei.

Nach der Quarantäne endlich am 3. Februar in Venedig angekommen, eilte der Kurprinz dann auch noch am Abend der Ankunft ins Theater und wohnte einer Aufführung der Oper „Il Germanico“ (Musik: Carlo Francesco Pollarolo, Libretto: Pietro Giorgio Barziza) bei. Anhand der Tagebucheinträge lässt sich rekonstruieren, dass der Theaterbesuch bis Aschermittwoch, 16. Mal, also beinahe täglich erfolgte, wobei die Opernaufführungen im Teatro San Giovanni Grisostomo am häufigsten rezipiert wurden. Dieses Theater – in einem der Reisediarien als das renommierteste Opernhaus Italiens gepriesen – sollte auch der zentrale Schauplatz für die Festlichkeiten des Karnevals werden, die den bayerischen Kurprinzen und sein kursächsisches Gegenstück gleichermaßen betrafen. Auch Friedrich August hatte im Vorfeld seiner Anreise explizit den Wunsch geäußert, nach Ve-

nedig zu kommen, um den Opernaufführungen beiwohnen zu können. Die Opern lassen sich somit als die zentrale Zutat des Karnevals benennen, zu der beide Prinzen bereits vor ihrer Ankunft nachdrücklich ihre Vorfreude artikuliert hatten. Ob die Darbietungen auch die Erwartungen erfüllten, wird noch zu beantworten sein.

Das Zusammentreffen der beiden Prinzen in Venedig war alles andere als von langer Hand geplant gewesen und führte im Vorfeld des Eintreffens zu zahlreichen Gerüchten. Diese näher zu betrachten ist hinsichtlich der Frage interessant, wie die Prinzen in Venedig wahrgenommen werden wollten und wie der Aufenthalt des einen jenen des anderen beeinflusst hatte.

III.

Zu Karl Albrecht waren folgende Nachrichten in Umlauf geraten: Der Prinz sei mit über 90 Personen auf Reisen gegangen, in Venedig werden ihn gar weit über hundert umgeben. Der Palazzo, den er bewohnen werde, werde gerade besonders großartig möbliert. In Parenthese sei erwähnt, dass der Palazzo (siehe Abb. 2, Seite 22) heute leider nicht mehr so prächtig ist. Was sich heute dort erhebt, liegt in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs am Canal Grande und erinnert nur noch kläglich an die Pracht von einst.

Zurück zu den Gerüchten: Die Reise Karl Albrechts sei nachgerade als mysteriös einzuschätzen, und der Prinz habe vor, in Venedig Unsummen auszugeben, hieß es fernerhin. Graf Emilio de Villio, der die Neuigkeiten peinlich genau registrierte, informierte in aller Regelmäßigkeit den sächsischen Kurfürsten respektive polnischen König August II. darüber. Die ominösen Geldsummen, die der bayerische Kurprinz in Venedig auszugeben vorhatte, bereiteten dem sächsischen Residenten de Villio große Sorgen. Nicht minder war er beunruhigt, dass der bayerische Prinz wohl eine sehr gute Figur in Venedig und somit auch vor der europäischen Öffentlichkeit machen werde, wurde über die Karnevalsaktivitäten doch weit über die Landesgrenzen hinaus berichtet. Die Bedenken waren für den sächsischen Diplomaten nicht unbegründet, hatte er doch dafür zu sorgen, dass Friedrich August vor den Venezianern, aber vor allem vor den Bayern einen – der Gloire des Hauses – entsprechend respektablen Auftritt hinlegen sollte. Er versuchte daher König August rechtzeitig vorzuwarnen, dass sich dies auch in entsprechend höheren Ausgaben für seinen Sohn niederschlagen werde.

Perspektivwechsel zur bayerischen Seite: Als man, noch in der Quarantäne festsetzend, vom bevorstehenden Zusammentreffen mit Friedrich August erfuhr, der inkognito als Graf von Lausitz reiste, ging es – anders als in der sächsischen Berichterstattung – weniger um Geldsorgen. Begierig griff der ohnehin äußerst gelangweilte Kurprinz die Neuigkeit des künftigen Zusammentreffens auf und schrieb an seinen Vater: „Jedoch überlasse ich es Ihrer Kurfürstlichen Hoheit, sich eine Meinung über die erste Unterredung der beiden Grafen Lausitz und Trausnitz, zweier Rivale, zu bilden.“

Zum Zeitpunkt der Reise waren die beiden Prinzen tatsächlich Rivalen – nicht zuletzt um die Hand der habsburgischen Erzherzogin Maria Josepha. Beide nämlich wollten diese heiraten, um ihr jeweiliges dynastisches Ansehen zu steigern und – zumindest im Falle Bayerns – Ansprüche auf die österreichische Erbfolge zu untermauern. Aus diesem Grund war es Karl Albrecht sehr wichtig, die Einschätzung seines Vaters in das eigene Handeln bei dem ersten



Foto: privat

Abb. 1: So sieht der Palazzo di Chievo, einem Plätzchen an der Etsch in der Nähe von Verona heute aus. Kurprinz Karl Albrecht musste dort längere Zeit in Quarantäne. In Venedig fürchtete

man sich vor der Pest und ließ Menschen – Prinzen oder nicht – erst nach einer bestimmten Quarantänezeit einreisen.

Kontakt mit Friedrich August einzubeziehen. Der politisch nach dem Spanischen Erbfolgekrieg wieder erstarkende Max Emanuel wünschte ausdrücklich, seinen Sohn mit der in der Rangfolge höherstehenden josephinischen Erzherzogin Maria Josepha und nicht etwa mit ihrer jüngeren Schwester Maria Amalia zu verheiraten. Sehr dezidiert fiel daher der Auftrag an seinen Kurprinzen aus, dass er während des Venedig-Aufenthalts in der öffentlichen Meinung über den Sachsen triumphieren müsse, zumal man jüngst in München darüber aufgeklärt worden war, dass Friedrich August offensichtlich „von Frankreich nach Italien gekommen ist, um die Schritte unseres durchlauchtigen Kurprinzen aus nächster Nähe zu beobachten“. Die sächsischen Agenten befürchteten nämlich ihrerseits, dass Karl Albrecht von Venedig aus statt nach Rom in Richtung Wien aufbrechen würde, um mit Hilfe der persönlichen Anwesenheit am Kaiserhof einen Vorsprung vor dem sächsischen Fürstensohn in der Hochzeitsangelegenheit erwirken zu können. Dies galt es aus ihrer Sicht im Auge zu behalten.

Die Pläne Karl Albrechts wurden freilich nicht allein von Friedrich August beobachtet. Auch innerhalb der Reisesuite des Kurprinzen gab es jemanden, vor dem man sich in Sachen Hochzeit in Acht nehmen musste. Max Emanuel hatte im Vorfeld der Reise – um die Bindungen nach Wien wieder zu

stärken und gutes Einvernehmen zu signalisieren – einen Oberhofmeister für seinen Sohn vom Kaiser erbeten. Dieser war genehmigt worden und so fuhr der Prinz gleichsam unter Beobachtung des kaiserlichen Geheimrates Gotthard Hellfried Graf von Welz durch Italien. Bereits in Chievo hatte dieser Karl Albrecht mehrfach in Gespräche über die Erzherzogin verwickelt und berichtete über die innersten Herzensangelegenheiten nach Wien. Man müsse daher – so der bayerische Kurfürst wortwörtlich – die Anstrengungen erhöhen, um einen so vorteilhaften Eindruck zu erwecken, dass der andere Prinz, also Friedrich August, als Schatten diene, um die eigenen guten Qualitäten ins rechte Licht zu rücken.

Ein Gerücht über den Sachsen machte in dieser Hinsicht den Bayern daher besonders zu schaffen: Es wurde darüber spekuliert, dass Friedrich August nicht inkognito, sondern offiziell als königlich-polnische Hoheit in Venedig empfangen werden wolle. Das hätte Karl Albrecht hinsichtlich des Zeremoniells in Bedrängnis gebracht, da er dann als Inkognito-Gast zurückstecken hätte müssen. Soweit aber kam es nicht.

Friedrich August traf am 9. Februar ebenfalls inkognito in der Serenissima ein. Das erste Aufeinandertreffen der beiden Protagonisten erfolgte noch am selben Tag. Da es hierbei zu keiner offiziellen Vorstellung kam, wurde weder in den Reisediarien noch in der Korrespondenz

darüber berichtet. Lediglich venezianische Quellen, darunter die handschriftlich verbreiteten Avvisi meldeten, dass beide Prinzen einer Opernvorstellung im Teatro di San Giovanni Grisostomo und darauf einem Ball des neu gewählten Prokurators Pietro Foscarini beige-wohnt hätten. Vier Tage später entsandte Friedrich August einen Kavalier zu Karl Albrecht, um seine Ankunft bekannt zu machen. Nachdem auch von bayerischer Seite dasselbe geschehen war, fand am 16. Februar die erste offizielle direkte Begegnung statt. Man wählte im Palazzo Michiel dalle Colonne, wo Friedrich August während seines Venedigaufenthaltes wohnte, die Form eines halbstündigen Stehempfangs. Tags darauf erfolgte die Gegenseite bei Karl Albrecht in derselben zeremoniellen Form. Dieser exakt gleichförmige Ablauf war im Vorfeld des Treffens mit Fingerspitzengefühl von den Oberhofmeistern der Prinzen ausbalanciert worden. Ergebnis der Verhandlungen war es, eine gleichrangige Begegnung der Kurprinzen zu ermöglichen und sie bei öffentlichen Anlässen als „egalité“ zu behandeln.

Gerade das Treffen gleichgestellter Personen war von großer Problematik. De Villio berichtete denn auch an August den Starke, dass diese Behandlung eigentlich die Qualität Friedrich Augusts als königlichen Prinzen verletze. Sensibel verfolgte de Villio und Friedrich Augusts Reiseoberhofmeister



Foto: privat

Abb. 2: Der Palazzo Correr, den Prinz Karl Albrecht damals bewohnte, war vorher besonders großartig möbliert worden. Das Foto zeigt das Gebäude, wie es sich heute am Canal Grande darbietet.

Joseph Graf von Kos nach dem ersten Aufeinandertreffen die Aktivitäten. Sie konnten feststellen, dass für den bayerischen Kurprinzen wie für Friedrich August jeweils vier Nobili von Venedig entsandt worden waren, die den Auftrag hatten, neben den „ordinären divertissements“ (Opern und Komödien), die Prinzen mit „magnifiquen Soupes und angenehmen Festins“ zu unterhalten. Beiden wurde das als jeweils gleichwertig deklarierte Geschenk der Republik überbracht. Es bestand aus Speiswaren, Wein und Geschirr aus Murano, das lediglich eine individuelle Variation bei der Farbwahl des Konfektgeschirrs erfuhr. Für Karl Albrecht wurde es in den passenden Farben weiß / blau angeliefert. Beiden Prinzen wurde von den vier Nobili jeweils ein Ballfest bereitet und vor ihrem jeweiligen Palazzo wurden die im Karneval beliebten Forze d’Ercole vorgeführt, bei denen Akrobaten eine Menschenpyramide auf Booten über dem Canal Grande errichteten.

Auch Opernlogen blieben bei der Distinktionsfrage der beiden Prinzen nicht außen vor. De Villio wusste zu berichten, dass für Karl Albrecht Logen in sechs Theatern gemietet wurden. Um Geld zu sparen, seien für Friedrich August aber lediglich drei vorgesehen, nämlich im bereits erwähnten Theater San Giovanni Grisostomo, darüber hinaus im Teatro Sant’Angelo sowie im Teatro San Luca. De Villio begründete die Reduktion auf drei Theater neben dem finanziellen Aspekt damit, dass aus einer höheren Logenanzahl kein Rangunterschied zwischen den Prinzen abgeleitet werden könne. Die Aufführungen in den anderen Theatern, namentlich San Samuele, San Moisè und San Cassiano seien so miserabel, dass jeder die Entscheidung nachvollziehen könne, sie nicht zu besuchen.

Für das Urteil des sächsischen Diplomaten waren hierbei Gründe ausschlaggebend, die nicht mit der Opernkomposition im eigentlichen Sinn im Zusammenhang zu bringen ist. Vielmehr gründete sich das Urteil auf die Reputation des jeweiligen Theaters. Insbesondere waren hierbei die Größe des Hauses und dessen Ausstattung – also Dinge wie Bühnenkulisse, -maschinerie oder Kostüme – sowie, noch zentraler, das Renommee der Sänger von Bedeutung. Die Problematik traf in aller Schärfe auf das Teatro San Moisè zu, denn die kompositorische Qualität des Werkes war es nicht, die von einem Besuch abhalten konnte. 1716 nämlich stand „La costanza trionfante degl’amori e degl’odii“ von Antonio Vivaldi (Musik) und Antonio Marchi (Libretto) auf dem Programm. Allerdings – und das war es wohl, was nicht nur de Villio störte – musste das Theater in dieser Saison aus Kostengründen sehr experimentell arbeiten, um überhaupt den Spielbetrieb aufrechterhalten zu können. Die Besetzung war zusammengewürfelt und bestand zum überwiegenden Teil aus auswärtigen Sängern. Es war das am wenigsten erfahrene und daher wohl auch das günstigste Ensemble, das jemals für eine Vivaldi-Produktion herangezogen wurde, wie Reinhard Strohm nachgewiesen hat. Keiner der Sänger war zuvor auf einer venezianischen Bühne aufgetreten, sodass das Theater auch nicht mit Hilfe des vorauseilenden Ruhms eines der Darsteller renommieren konnte. Trotz dieser Vorzeichen wurde die Oper von Karl Albrecht am 13. Februar besucht. Ganz offenbar interessierte ihn also auch das Werk an sich. Jedenfalls betrachtete er den Besuch des Theaters anders als sein sächsisches Pendant nicht ausschließlich unter funktionalen Aspekten der gesellschaftlichen Repräsentation.

IV.

Auf die Vivaldi-Oper wird noch einmal zurückzukommen sein – ich wende mich nun wieder der Problematik der Gleichrangigkeit zu und möchte klären, ob nach der anfänglich gleichgestellten Behandlung der beiden hochrangigen Gäste von Seiten Venedigs diese Strategie weiter verfolgt wurde, oder ob es doch zu Unterschieden kam und wenn ja, wo diese greifbar sind und welchen Zweck sie verfolgte.

Bis zum Giovedì grasso, dem Höhepunkt des Karnevals, zeigen die Quellen keinerlei Bevorzugung eines der beiden Prinzen an. Am Giovedì grasso selbst änderte sich dies, denn bei der Abendveranstaltung im bedeutendsten Theater der Stadt wurde Karl Albrecht der Vorzug gegeben. Es kam im Teatro San Giovanni Grisostomo nach der Opernvorstellung zu einem prächtigen Souper, auf das ein Ball folgte. Zum äußeren Zeichen, wem das Fest gewidmet war, ließen die vier Nobili das kurbayerische Wappen an der Fassade des Theaters anbringen. Eines der Tagebücher führt detailreich aus, dass „alle logen mit unzählbaren zueschauern beederley geschlechts auf allen seiten angefühlt, welche Ihre Durchlaucht den Chur-Prinzen (zumahl tantzend) zusehen alda sich versamlet hatten“. Dass Friedrich August auch anwesend war, wissen lediglich die bayerischen Quellen zu berichten, in der sächsischen Korrespondenz wird das Fest bezeichnender Weise gleich gar nicht erwähnt, schließlich war das Lob des Rivalen geeignet, das eigene Licht unter den Scheffel zu rücken. Lieber schob man Erfolge in den Vordergrund. Nur: So viele Erfolge, von denen De Villio hätte berichten können, gab es zu diesem Zeitpunkt nicht. Dies erklärt auch, warum er das wenige so ausführlich schildert. Dabei fühlte er

sich aber offensichtlich selbst genötigt, sich für die epische Breite entschuldigen zu müssen, statt – was er galant verschwie – über nicht vorhandene weitere zeremonielle Bevorzugungen zu berichten. Doch um was war es gegangen?

Wiederum im Teatro San Giovanni Grisostomo kam es am letzten Faschnachtsabend zu einem Fest, das zum Abschluss des Karnevals für beide Prinzen veranstaltet wurde. Während des Abendessens – man hatte diesmal, um die Gleichrangigkeit der Gäste zu demonstrieren, zwei Tafeln aufgerichtet – wurde eine nicht identifizierbare Sere-nata aufgeführt, die zu Ehren beider komponiert worden war. Darauf folgte der Ball im Parterre des Theaters. Dabei hatte sich Filippo Nani, einer der deputierten Nobili Friedrich Augusts, eines Kniffes bedient, um die Distinktion bekannt zu machen, die man – so de Villio – von Seiten Venedigs für den sächsischen Kurprinzen habe. Am Beginn des Balles wurde nämlich ein Menuett gesetzt. Diese Tanzart ermöglichte es für alle nachvollziehbar die gesellschaftliche Rangfolge der Tänzer nachzuzeichnen. Daher war es der denkbar ungünstigste Tanz, wenn es darum ging, die angestrebte zeremonielle Gleichrangigkeit der Prinzen bei einer solchen Veranstaltung sichtbar zu machen. Das Menuett wurde im Regelfall so ausgeführt, dass das ranghöchste Paar den Tanz eröffnete, während dieses und dann die weiteren Paare von den anderen Anwesenden beobachtet wurden. Nani gelang es, Friedrich August eine Dame zuzuführen und ihn rechtzeitig zu Beginn des Tanzes ins Parterre zu lancieren. Er erklärte, dass man nun nicht länger warten könne und die anderen, also die bayerischen Gäste, ohnehin noch nicht ins Parterre hinabgestiegen seien. Somit eröffnete Friedrich August vor den Augen des bayerischen Kurprinzen den abschließenden Ball des Karnevals. Damit war aber auch schon der einzige berichtenswerte Vorteil für Friedrich August erzielt, der innerhalb des gemeinsamen Aufenthalts der Kurprinzen hervorstach.

Was in den ersten beiden Karwochen von Seiten Venedigs veranlasst worden war, sollte dann ausschließlich Karl Al-

Keiner der Sänger war zuvor auf einer venezianischen Bühne aufgetreten, sodass das Theater auch nicht mit Hilfe des vorauseilenden Ruhms eines der Darsteller renommieren konnte.

brecht zur Ehre gereichen. Die feierlichen Ereignisse waren mit Aschermittwoch nicht beendet – im Gegenteil, wenn die Fastenzeit dergestalt beginne, so Karl Albrecht hoffnungsvoll, werde es ihm nicht langweilig werden. In der Tat kam es erst nach dem Aschermittwoch zu drei zentralen Ereignissen, die den Kurprinzen nachhaltig beeindruckten sollten: einer Schiffstaupe, einem Festessen auf der Insel Murano und dem prachtvollsten Ereignis Venedigs schlechthin, einer Regatta. Alle drei Veranstaltungen waren auf ihre jeweils eigene Art als Großereignis angelegt und wurden genutzt, um Politik zu betreiben.

Das erste fand während Karl Albrechts Arsenalbesuch statt. Nachdem der Prinz die Werkstätten und somit die technischen Errungenschaften des venezianischen Schiffbaus bewundert hatte, kam ihm das Privileg zu, ein Kriegsschiff ersten Ranges auf den Namen *Leone trionfante* zu taufen. Dieses

sollte wenige Zeit später, am 16. Mai 1716, den Hafen Venedigs verlassen, um im schwelenden Krieg der Venezianer gegen die Türken eingesetzt zu werden. Der Schiffsname war natürlich bewusst gewählt worden, um die erwünschte bayerisch-venezianische Verbindung mit Hilfe des beiderseitigen Wappentieres zu unterstreichen. Die damit verbundene politische Aussage ist in direkten Zusammenhang mit dem Türkenkrieg zu bringen, der die Venezianer seit 1714 in Bann hielt.

Für Venedig war es insbesondere vor April 1716, als es endlich gelang, eine militärische Allianz mit dem Kaiser zu schmieden, notwendig, Verbündete für sich zu gewinnen. Zum Zeitpunkt von Karl Albrechts Aufenthalt im Februar 1716 war es mithin für zwei Seiten vorteilhaft, Verbundenheit zu demonstrieren: Venedig hoffte symbolisch und reale Unterstützung zu gewinnen. Bayern war gewillt, sein Renommee im Zuge eines Türkenkriegs wieder aufzupolieren. Besonders Max Emanuel war nach dem für ihn äußerst unglücklichen Spanischen Erbfolgekrieg daran gelegen, an seine vergangenen Heldentaten im Großen Türkenkrieg zu erinnern, ja eine Imagekorrektur zu forcieren. Der 1716 hochaktuelle und für das Reich durchaus bedrohliche Türkenkrieg bot sich hierfür – wie Eva-Bettina Krems aus kunsthistorischer Perspektive gezeigt hat – geradezu an.

Diesmal war es aber nicht der Kurfürst, der tätig werden sollte, sondern sein Sohn, für den man über Monate hinweg mit dem Wiener Hof über eine mögliche Kriegskampagne verhandelte. Die einschlägigen Gerüchte, dass er am Türkenkrieg teilnehmen werde, hatten in Venedig natürlich schon die Runde gemacht und so wundert es weiter nicht, dass nach der Taufe des Kriegsschiffes auch beim darauffolgenden Fest für den Prinzen auf Murano der Türkenkrieg eine Rolle spielte.

Schon während der im Tagebuch dargestellten Tafel (siehe Schmuckbild auf Seite 9) ließ es sich Karl Albrecht nicht nehmen, auf glückliche Waffen Venedigs anzustoßen. Im Anschluss daran wurde eine Serenata von Carlo Francesco Pollarolo aufgeführt. Von dem Werk ist leider nur mehr der Text erhalten, der für Serenaten dieser Zeit typisch mit Anspielungen auf den zu ehrenden Gast versehen ist. Aber nicht nur Karl Albrecht kam innerhalb des Werkes Ehre zu, auch seinen Ahnen. Implizit spielt der Serenatentext auf jene Verwandten Karl Albrechts an, die siegreich aus dem Großen Türkenkrieg (1683–1699) hervorgegangen waren und in deren glorreiche Nachfolge der Kurprinz treten sollte. Das war zum einen der Vater, Kurfürst Max Emanuel und zum anderen der Großvater Karl Albrechts, der polnische König Jan III. Sobieski. Ersterer war bei der Verteidigung Wiens, bei der Schlacht am Berg Harsán sowie bei der Eroberung von Belgrad erfolgreich gewesen, letzterer konnte bei der Schlacht am Kahlenberg seinen größten militärischen Sieg feiern. Der Rekurs auf die kurprinzlichen Verfahren in Verbindung mit dem schwelenden Türkenkrieg ist ein Erzählmuster, das im Zuge der Italienreise immer wieder begegnet und zwar mit unterschiedlichen Medien.

V.

Ich bleibe aber noch bei der Musik. Auch auf dem Gebiet der Oper lassen sich in der Karnevalssaison 1715/16 mehrfach Verknüpfungen zu Karl Albrecht ausmachen, die exakt diesem Schema folgen. Während der Anreise nach Venedig, genauer in Padua, war dem Prinzen erstmals eine Oper im Zuge seiner Italienreise gewidmet wor-

den. Es handelt sich hierbei um „Armi-da abbandonata“, deren Komponist leider nicht bekannt und von der lediglich das Libretto erhalten ist. Das bereits 1707 von Francesco Silvani verfasste Werk wurde mit kleinen textlichen Abweichungen 1716 erneut aufgeführt. Giovanni Gallo, der für den Libretto-druck verantwortlich war, stellte dem Stück eine Widmung an den Prinzen voran. Diese erinnert gleich zu Beginn an die heroischen Tugenden Max Emanuels, die man auch bei dessen Sohn bewundern könne. Beinahe wortgleich kommt diese genealogische Referenz und das Lob auf die Taten des Kurfürs-

die Erinnerung an Therese Kunigunde im Karneval, den ihr Sohn 1716 in Venedig rezipierte, kein Zufall gewesen sein kann. Diana Blichmann hingegen las aus dem Inhalt dieser Oper eine Anbindung nicht an den Spanischen Erbfolgekrieg, sondern an den gerade tobenden Türkenkrieg heraus. Das Leitmotiv des Bühnenwerks, mit Hilfe von Verbündeten Recht und Ordnung zu schaffen, lässt beide Interpretationen zu. Diese Offenheit mag zeitgenössisch durchaus intendiert gewesen sein, konnten so ältere Libretti – dieser Operntext von Marchi war bereits 18 Jahre alt – immer wieder neu in Musik



Abb. 3: Eine florentinische Medaille zu Ehren des Kurprinzen.

ten auch im Libretto von „L'amor di figlio non conosciuto“ vor, deren Widmungsträger ebenfalls Karl Albrecht war. Die Oper wurde 1716 im venezianischen Teatro Sant'Angelo gegeben und entstammte der Feder Tommaso Albinonis auf den Text des späteren Münchener Hofdichters Domenico Lalli.

Der Rekurs auf Verwandte war aber nicht auf den erwünschten Imagetransfer Großvater/Vater – Sohn beschränkt, sondern konnte durchaus auch andere Familienmitglieder einbeziehen. Stets aber war das Ziel ein besonderes Charaktermerkmal hervorzuheben, und damit als vorbildlich auch für die jüngste Generation zu kennzeichnen. Eine dritte Oper – die bereits erwähnte „La costanza trionfante degl'amori e degl'odii“ von Vivaldi – lässt sich hierbei mit dem Bayerischen Hof in Verbindung bringen. Berthold Over hat auf Basis des Librettos herausdestilliert, dass das Werk auf die Standhaftigkeit der Mutter Karl Albrechts, Therese Kunigunde, in widrigen Zeiten anspiele. Damit waren die Jahre des Spanischen Erbfolgekrieges gemeint, die sie fern von ihren Kindern bis zum Jahr 1715 im venezianischen Exil verlebte hatte. Over stellt plausibel dar, dass

gesetzt und mit Hilfe geringer Aktualisierungen der jeweiligen sängerischen Besetzung, aber auch dem jeweiligen Anlass angepasst werden.

Von der Oper sind lediglich einzelne Arien erhalten geblieben. Eine dieser gilt es herausgreifen und noch einmal auf die Problematik zurückzukommen, dass das Renommee eines Werkes zeitgenössisch maßgeblich an der Ausstattung der Aufführung und an dem Bekanntheitsgrad der Sänger hing. Damit wird zweierlei erklärbar: Erstens, dass zu den Opern, die Karl Albrecht in Venedig gesehen hatte, von ihm lediglich ein pauschales und nicht allzu positives Urteil vorliegt. Passabel seien die Opern gewesen, aber weit weniger schön, als er sie sich vorgestellt habe, schrieb er aus Venedig an seinen Vater. Zweitens zeigt sich, dass Vivaldis Komposition à la longue sehr wohl Erfolg beschert war. Sie wurde zwei Jahre später unter neuem Titel noch einmal in Venedig und an sechs Theatern außerhalb der Lagenstadt, u. a. in Hamburg, aufgeführt, und einzelne Arien wurden wiederverwendet – zum einen in neuen Opern, zum anderen in Pasticci. Ohne an dieser Stelle näher auf den Inhalt

eingehen zu können, greife ich Oldericos Arie „Non sempre folgora“ heraus. Sie wurde 1716 von dem unbekanntem Bologneser Tenor Carl'Antonio Mazza gesungen, dem Vivaldi – wie den anderen Sängern des unerfahrenen Ensembles – keine anspruchsvollen Melodien zumutete, so die Analyse von Reinhard Strohm.

Die Worte Oldericos, die er in dieser Szene an Eumena richtet, erscheinen auf Basis des Texts beruhigend:

Non sempre folgora
Il Ciel irato,
Spera, ch'il Fato
Si cangierà
Fra tanto guida
Sicura il pie,
Che la mia fede
Costante, e forte
Ti seguirà.

Nicht immer blitzt es aus dem erzürnten Himmel;
Hoffe, dass das Schicksal sich ändern wird.
Inzwischen sei überzeugt,
dass meine Treue dir beständig und stark folgen wird.

Der Komponist sah chromatisch absteigende Figuren für die Violinen und bebende Tremoli in Viola- und der Bassstimme als Begleitung vor, die die Arie zu einem „unearthly piece, reflecting his evil character“ mache (Reinhard Strohm). Sie stellt eine Reminiszenz an typische Unterwelt-Arien des 17. Jahrhunderts dar, und erst mit Hilfe der kompositorischen Umsetzung Vivaldis wird hörbar, was der Text an der Oberfläche nicht zeigt – den eigentlich hinterlistigen Charakter Oldericos. Vivaldi gelingt hier eine Arienkomposition, die den Sänger vor nicht allzu große Herausforderungen stellt aber trotzdem mit motivischen Ideen aufwartet, die so markant sind, dass der Komponist sie später erneut aufgreifen sollte. Sie finden sich in Arie „Vanne, si“ der Oper „Il Giustino“ (RV 717) von 1724 wieder.

Anders als die Opern hinterließen die Feste zu Ehren Karl Albrechts einen äußerst positiven Eindruck. Abschluss und Höhepunkt war die Regatta, die die vier Nobili am 9. März 1716 veranstalteten. Eine solche vermochte es, „den venezianischen Festen schließlich das besondere, unverwechselbare Flair, das sie in der Erinnerung der Feiern unvergesslich machte“ (Daria Perocco) zu verleihen. Und in der Tat bezeichnete Karl Albrecht dieses Ereignis als das schönste und prächtigste Spektakel, das er im Zuge seiner Reise erlebt habe. Die Reisetagebücher schwärmen von der Pracht der Prunkgondeln, der eigens aufgestellten Triumphpforte, an der das bayerische Wappen weitaus sichtbar angebracht war, und sie vergessen nicht zu betonen, dass „die gantze stadt Venedig [...] beziehen zu helfen in bewegung wäre, in dem auf beeden seiten des ganzen canal grande sessel auß gesetzt, bühnen aufgeschlagen und die fenster mit tapeten behengt eine gleichsamb ausspallirte wasser-allée vorsteltten“.

Die venezianischen Avvisi überschlugen sich indes hinsichtlich der Besucherzahlen bei der Regatta, von 200.000, gar von 250.000 Zuschauern ist da die Rede. Selbst wenn die Zahlen zu hoch gegriffen sein sollten, mehr an öffentlicher Bühne wurde dem jungen bayerischen Gast in Italien nicht mehr geboten. Karl Albrecht selbst wohnte der Regatta in einer eigens für ihn ausstaffierten Gondel Almorò Gimani bei, deren Ausstattung mittels des Farbcodes unmissverständlich auf die kostbare Ladung verwies. Grimani hatte seine Gondel mit „blaue[n] mit silber erhobene[n]

Foto: Staatliche Münzsammlung, Depot, Positionsnr. 6 / 47

sammet-polster“ versehen lassen und auch die Gondolieri waren in silberblau gekleidet. Eine Zeichnung hält die zentralen Elemente dieser Regatta fest (siehe Schmuckbild auf Seite 15).

Im Hintergrund ist die Triumphphor mit kurbayerischen Wappen zu sehen, in den Vordergrund gerückt sind die Prunkgondeln sowie die Regataboote, und darüber hinaus vergisst die Darstellung auch nicht die zahlreichen Gäste, die sich entlang des Kanals reihen, ins Bild zu setzen. Den Venezianern gelang es ihrerseits, die festlich verkleidete Ermunterung an der Seite der Serenissima in den Krieg gegen die Türken einzugreifen subtil einzuflechten, indem zahlreiche Gondolieri als Kriegshelden verkleidet zu bewundern waren.

VI.

Die Feste, die Schiffstaupe und noch die Regatta zu Ehren des Kurprinzen waren – dies gilt es resümierend festzuhalten – wohl auch ohne die Verwerfungen zwischen Bayern und Venedig, die wegen der Quarantäne entstanden waren, veranstaltet worden. Venedig hatte anlässlich des hohen Besuchs und in Verbindung mit dem Türkenkrieg Grund genug, an eine erwünschte (Kriegs-)Allianz zu erinnern. Dementsprechend ist sowohl bei den Festen, wie bei der Regatta die Türkenkriegsthematik unterschwellig präsent. Stieß man bei dem einen auf glückliche Waffentaten an oder lobte die künftigen Kriegstaten Karl Albrechts, waren bei dem anderen Kriegshelden die Besatzung so mancher Gondel.

Dennoch darf die zu Beginn des Vortrags erwähnte Bedeutung jener Entscheidung der Nobilitätsdeputati bei der ersten Visite nicht zu gering eingeschätzt werden. Aus einem Brief Max Emanuels geht explizit hervor, dass für Karl Albrecht im Besonderen die venezianischen Feierlichkeiten den Unmut über die strenge Quarantänenvorschrift abgemildert hätten. Damit hatten die Venezianer wohl ihre schwierige Aufgabe erfüllt und zumindest den einen Prinzen für sich gewonnen – und was

die Regatta betrifft – auch nachhaltig begeistert.

Aber wie sah es im Vergleich mit dem Sachsen aus? Unschwer ist zu erkennen, dass Karl Albrecht innerhalb der gemeinsamen Zeit trotz der formellen Gleichrangigkeit in der Lagunenstadt der Vorzug gegeben wurde: die Regatta, die Schiffstaupe, die Feste mit Musik zu seinen Ehren und die Widmungen der Opern sprechen hier eine eindeutige Sprache. Dennoch greift es zu kurz, würde man das Ergebnis verabsolutieren. Im Gegensatz zu Karl Albrecht, der

Gleichwohl fällt der Türkenkriegsbezug bei den einschlägigen Veranstaltungen für den Sachsen nicht vergleichbar stark aus.

nach einem fünfwöchigen Aufenthalt bereits am 11. März weiterreiste, blieb sein sächsisches Pendant noch über ein Jahr in Venedig. Auch ihm wurden entsprechende Ehrbezeugungen zu Teil – unter anderem eine prachtvolle Regatta im Mai 1716. Gleichwohl fällt der Türkenkriegsbezug bei den einschlägigen Veranstaltungen für den Sachsen nicht vergleichbar stark aus. Dieser bot sich eben vor der Allianz mit den Habsburgern im April 1716 aus Sicht der Venezianer besonders für den bayerischen Fürstensohn an.

Das hierbei wiederholt auftauchende Muster – das Lob auf Max Emanuel als Verteidiger der Christenheit mit der gleichzeitigen Erklärung, man fände in dessen Sohn bereits die Qualitäten des Vaters – wurde von beiden Seiten als Mittel zum Zweck verstanden: Während Venedig auf die Unterstützung des bayerischen Kurfürstenhauses im gegenwärtigen Türkenkrieg zielte, ging es München um das Ansehen des eigenen Hauses, dem der Rekurs auf vergangene Erfolge nur dienlich sein konnte.

Betrachtet man den für diesen Vortrag gewählten Titel unter diesem Blickwinkel, erscheint er ähnlich mehrdeutig wie die Ergebnisse von Over und Blichmann zu Vivaldis Oper. Dass sich das „vor dem Krieg“ auf die bevorstehende Türkenkampagne Karl Albrechts bezieht, ist dabei noch offensichtlich. Das „nach dem Krieg“ kann sich jedoch auf beides beziehen: auf den Spanischen Erfolgskrieg ebenso wie auf die erfolgreichen Türkenfeldzüge Max Emanuels aus den 1680er Jahren. Während nämlich ersterer die Ausgangsbasis für die notwendige Imageverbesserung Bayerns gelegt hatte, konnten zweitens als Grundlage für eine bruchlose Indienstrategie Karl Albrechts in Bezug auf die aktuellen politischen Ziele dienen. Zur Übermittlung dieser Botschaft wurde durchaus „Politik mit sinnlichen Mitteln“ (Sebastian Werr) betrieben. Besonders augenscheinlich ist dies bei der Serenata zu Ehren des Kurprinzen auf Murano. Weitere musikalische Werke mit der einschlägigen politischen Botschaft sollten im weiteren Verlauf der Reise – besonders auf römischen Terrain – hinzukommen. Sie greifen immer wieder dasselbe Muster auf, nämlich – mit Verweis auf Horaz („Fortes creantur fortibus“) – dass aus Starkem (Max Emanuel) Starkes (Karl Albrecht) erwachse – wie es nicht deutlicher in eine florentinische Medaille von dem Medailleur Antonio Montauti zu Ehren des bayerischen Kurprinzen im Jahr 1716 eingeprägt werden konnte (siehe Abb. 3, Seite 23). □

Zwischen Pilgerfahrt und Politik. Fürstenbesuche im frühneuzeitlichen Rom

Matthias Schnettger

Rom ist eine Reise wert. Das galt auch schon in der Frühen Neuzeit. Ebenso wie heute waren bereits damals die Gründe für einen Rombesuch vielfältig. Der Beitrag stellt eine besonders exklusive Gruppe von Romreisenden ins Zentrum, die Angehörigen des europäischen Hochadels. Ihre Romreisen waren, selbst wenn sie primär als Pilgerfahrt unternommen wurden, immer auch ein Politikum. Dabei bestand die politische Brisanz häufig in der Ausgestaltung des Zeremoniells.

Zunächst wird in einigen groben Strichen ein Porträt des frühneuzeitlichen Rom als Reiseziel gezeichnet. Dann wird erörtert, inwiefern man den Pontifikat Clemens' XI. als eine Umbruch- und beginnende Krisenzeit für das Papsttum betrachten kann. Es folgen einige Überlegungen zur Rolle des Zeremoniells im päpstlichen Rom, eine Problematik, die nicht nur, aber auch im Kontext von Fürstenbesuchen im frühneuzeitlichen Rom immer wieder von erheblicher Bedeutung war. Sodann werden diese Überlegungen am Beispiel einiger Fürstenbesuche in Rom konkretisiert, bevor eine knappe Zusammenfassung den Beitrag beschließt.

1. Rom als Reiseziel in der Frühen Neuzeit

Rom hatte um 1700 mit 135.000 Einwohnern etwa eine ebenso große Bevölkerung wie Venedig und war damit deutlich kleiner als die bevölkerungsreichste Stadt Italiens, Neapel, mit circa 220.000 Einwohnern. Wie kaum eine andere Stadt Italiens, ja Europas, wenn nicht der Welt, war Rom eine Stadt mit vielen Gesichtern. Seit der Renaissance hatten die Päpste in Anknüpfung an antik-imperiale Traditionen das Antlitz der Urbs verändert: mit dem Neubau beziehungsweise der Neugestaltung von Kirchen, dem Ausbau der päpstlichen Paläste, der Anlage von Plätzen, Wasserleitungen und Brunnen sowie dem Durchbruch neuer Straßen. Trotz aller Baumaßnahmen füllte das frühneuzeitliche Rom den Aurelianischen Mauergrübel freilich niemals aus, der den Umfang der antiken Metropole im 3. nachchristlichen Jahrhundert markierte.

Roms Sonderrolle unter den führenden Städten Italiens und Europas gründete sich in der Frühen Neuzeit zweifelsohne primär darauf, dass es als Ort, an dem die Gräber der Apostelfürsten Petrus und Paulus verehrt wurden, eine Heilige Stadt und der Sitz des geistlichen Oberhauptes der katholischen Christenheit war. Schon in der Antike und im Mittelalter waren die Gläubigen in großer Zahl zu den Märtyrergäbern gepilgert. Besonders gewaltige Pilgerströme machten sich in den Heiligen Jahren nach Rom auf, wenn die Gläubigen durch den Besuch der Sieben Pilgerkirchen San Pietro, San Paolo fuori le mura, San Sebastiano fuori le mura, San Giovanni in Laterano, Santa Croce in Gerusalemme, San Lorenzo fuori le mura und Santa Maria Maggiore einen vollständigen Ablass zu erwerben hofften. Erstmals im Jahr 1300 durch Bonifatius VIII. ausgeschrieben, wurde das Heilige Jahr seit dem 15. Jahrhundert alle 25 Jahre begangen. Seit dem 16. Jahrhundert gab es gedruckte Pilgerführer, die den Gläubigen als Handreichung



Prof. Dr. Matthias Schnettger, Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit, Universität Mainz

dienten. Auch vornehme Persönlichkeiten nutzten die Möglichkeit, durch die Rompilgerfahrt im Heiligen Jahr den Ablass zu gewinnen. Beispielsweise kamen zum Heiligen Jahr 1625 der polnische Prinz Ladislaus Wasa und der Bruder des regierenden Kaisers, Erzherzog Wilhelm, nach Rom. Auch für den bayerischen Kurprinzen Karl Albrecht bildete die Eröffnung des Heiligen Jahrs 1725 den Anlass seiner dritten und letzten Reise nach Rom.

Rom war aber auch in eher weltlicher Hinsicht eine Pilgerstadt: als Stadt der Bildenden Künste, der Musik und der Wissenschaft. Das päpstliche Rom am Beginn des 18. Jahrhunderts war immer noch eine Metropole der Künste. Noch lebte mit Pietro Ottoboni der letzte große Kardinalnepot, der aufgrund seiner zahlreichen lukrativen Ämter und der damit verbundenen Vermögensakkumulation ein Patronagepotential besaß, das für spätere Kirchenfürsten unerreichbar war. Doch auch „einfache“ Kardinäle, die römischen Adelsfamilien und natürlich die Päpste selbst traten nach wie vor als Mäzene und Patrone in Erscheinung. Es galt zwar der Grundsatz, dass die Künste vornehmlich im Dienst der Kirche und ihrer Lehren, keineswegs aber im offenen Gegensatz zu ihnen stehen sollten. Doch zugleich gab es zahlreiche Kniffe und Winkelzüge, wie man die bestehenden Freiräume kreativ nutzen oder den Zensoren ermöglichen konnte, über Verstöße hinwegzusehen, insbesondere dann, wenn sich der Delinquent der Protektion eines mächtigen Patrons erfreute. Ähnliches galt – trotz einiger Denk- oder besser Publikationsverbote – für Rom als Stadt der Wissenschaft und Gelehrsamkeit. Die nach Papst Gregor XIII. (1572–1585) benannte Gregoriana war noch im 18. Jahrhundert eine der bedeutenderen europäischen Universitäten. Populäre Darstellungen, die das päpstliche Rom als einen von dogmatischer Engstirnigkeit geprägten Hort der finstersten Gegenreformation und der Unfreiheit schildern, zeichnen hier ein falsches, zumindest sehr einseitiges Bild.

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 47

Herausgeber und Verleger:
Katholische Akademie in Bayern, München
Direktor: Dr. Florian Schuller
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walser
Mitarbeit: Simon Berninger
Fotos: Akademie
Anschrift von Verlag u. Redaktion:
Katholische Akademie in Bayern,
Mandlstraße 23, 80802 München
Postanschrift: Postfach 401008,
80710 München,
Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03,
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.
zur debatte erscheint zweimonatlich.
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern, bei der LIGA Bank:
Kto.-Nr. 2355 000, BLZ 750 903 00
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



Il Serenissimo Principe Et. lu. seruo a Tauda. i Pellegrini, nell'ospedale della Ss. Trinita in Roma.



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68458 Bastian Krack

Am 8. April lud Karl Albrecht in Rom zu einer Pilgerspeisung ins Ospedale della Santissima Trinità ein.

Allerdings zeichnete sich nicht zuletzt unter dem Pontifikat Clemens' XI. Albani (1700–1721) ein gewisser Gezeitenwechsel ab. Clemens XI. war im November 1700 als Kandidat der Zelanten, der Eiferer also, gewählt worden. Wie andere Päpste des 18. Jahrhunderts, die von dieser Fraktion im Kardinalskollegium in ihr Amt gebracht wurden, setzte er weniger Akzente in der Kunstpatronage, als dass er sich um eine Erneuerung von Kirche und Kurie bemühte. Das äußerte sich innerkirchlich etwa in der Einführung des Festes der Unbefleckten Empfängnis Mariä 1708, aber auch in der definitiven Verurteilung der Jansenisten in der Bulle „Unigenitus Dei Filius“ von 1713 sowie in der Entscheidung im chinesischen Ritenstreit gegen die Jesuiten und ihre Inkulturationsstrategie, die nach Auffassung maßgeblicher Kreise an der Kurie den konfuzianischen Traditionen Chinas allzu weit entgegenkamen. Auch als Oberhirt der römischen Diözese und Souverän des Kirchenstaats bemühte sich Clemens XI. um eine Erneuerung der Kirche.

Trotz der sich verschiebenden Akzente blieb Rom eine Metropole der Künste. Neben den Bau- und Kunstwerken der Neuzeit gewannen im 18. Jahrhundert die antike Vergangenheit der Urbs und ihre monumentalen Zeugnisse

zunehmend an Attraktivität für die Rombesucher. Das Colosseum, das Pantheon und andere antike Stätten wurden ebenso besichtigt wie die Antikensammlungen des Vatikans der Kardinäle und Adelsfamilien. Wer es sich leisten konnte, kaufte Antiken (von bisweilen zweifelhafter Herkunft) und nahm sie mit nach Hause.

Nicht zu vergessen ist, dass Rom stets auch eine Stadt der Musik war. Zwar wurde die Oper zweitweise aufgrund moralischer Bedenken verboten, doch die Liebhaber des Gesangs fanden in Kantaten und Oratorien attraktive Ausweichmöglichkeiten; Instrumentalmusik war von den Verboten ohnehin nicht tangiert. Ein Beleg für die relative Offenheit der römischen Gesellschaft ist in diesem Zusammenhang auch der mehrjährige Aufenthalt Georg Friedrich Händels in Rom (1706–1708). Zwar soll der hallensische Lutheraner zur Konversion ermuntert worden sein. Dass er diesen Anregungen aber nicht folgte, verhinderte nicht, dass er im Dienst von römischen Adligen und von Kardinälen stand und dass er in der Lateranbasilika, der Bischofskirche des Papstes, ein Orgelkonzert gab.

Überhaupt reisten auch Protestanten, darunter regierende Fürsten und Angehörige regierender Häuser, in großer

Zahl nach Italien und Rom und waren dort willkommen. Freilich waren die immer wieder geäußerten Sorgen der evangelischen Geistlichkeit um die Glaubensfestigkeit dieser Reisenden nicht ganz unbegründet: Nicht nur Rom und Italien, auch die katholische Kirche übte eine beachtliche Anziehungskraft aus. Die römische Kurie war zudem um Konversionswillige stets bemüht und setzte neben himmlischen auch sehr irdische Lockmittel ein – und das durchaus mit Erfolg! Eine der spektakulärsten und folgenreichsten Konversionen war die des sächsischen Kurprinzen Friedrich August im November 1712, die dieser vorerst nur heimlich, zwar nicht in Rom, aber in der zweiten Stadt des Kirchenstaats, in Bologna, vollzog. Damit waren die Weichen dafür gestellt, dass das sächsische Kurhaus auf Dauer katholisch sein würde.

Manche Rombesucher äußerten aber auch Kritik am Erscheinungsbild der Stadt, an den gesellschaftlichen Verhältnissen und nicht zuletzt an der päpstlichen Regierung. Diese Kritik gewann im Zeitalter der Aufklärung deutlich an Schärfe und richtete sich zunehmend nicht mehr nur gegen einzelne Missstände, sondern gegen die weltliche Herrschaft des Pontifex als solche.

II. Rom als Stadt des Zeremoniells

Rom war, wie bereits angedeutet, nicht nur im Sinne eines spirituellen Zentrums der katholischen Kirche die Hauptstadt des Papstes, sondern als Sitz des Hofes des ranghöchsten Herrschers der Christenheit, der einen Ehrenvorrang vor allen Königen, ja sogar vor dem Kaiser behauptete und allgemein auch zugestanden bekam. Häufig sprachen die Zeitgenossen über die Kurie als dem römischen Hof, und sie taten dies häufig gerade dann, wenn sie sich kritisch äußerten.

Höfe waren in der Frühen Neuzeit nicht zuletzt Orte des Zeremoniells. Wenn wir heute für den weltlichen Bereich von Zeremoniell sprechen, denken wir vor allem an das Staatszeremoniell bei Vereidigungen von Staatsoberhäuptern und Ministern, bei Staatsbesuchen und dergleichen. Was wir bei solchen Gelegenheiten als feierlich, womöglich auch als übertrieben steif empfinden, ist allerdings nur ein schwacher Abglanz des frühneuzeitlichen Zeremoniells, das in den Jahrzehnten um 1700 seine raffinierteste und ausgefeilteste Ausprägung erhielt, sodass sich eine veritable Zeremonialwissenschaft etablierte, um diese ausgesprochen heikle Materie durchschauen, ordnen und

beherrschen zu können. Während die ältere Forschung für die Zeremonialfragen und -streitigkeiten der Frühen Neuzeit zumeist nur Unverständnis, wenn nicht gar Spott übrig hatte und sie als Ressourcenverschwendung und Ausdruck von Eitelkeit abtat, haben jüngere Arbeiten, unter anderem von Barbara Stollberg-Rilinger und ihren Schülerinnen und Schülern, ein anderes Bild gezeichnet.

Die frühneuzeitlichen Gesellschaften waren hierarchische Gesellschaften, in denen das symbolische Kapital der Ehre einen weit höheren Stellenwert besaß als heute. Die an der Spitze dieser Gesellschaften stehenden Fürsten und Könige bildeten ihrerseits eine „Gesellschaft der Fürsten“ (Lucien Bély), deren Mitglieder penibel darauf achteten, gegenüber ihren Standesgenossen das ihnen ihrer Auffassung zukommende Quantum an Ehre zu behaupten. Dabei stand nach allgemeiner Anschauung nicht nur die jeweils eigene, sondern die Position der ganzen Dynastie auf dem Spiel, mit anderen Worten: Ein Fürst, der seine eigene Ehre beschädigte, machte sich gegenüber seinen Angehörigen und Nachfahren schuldig.

Durch nichts aber konnte man die Hierarchie der europäischen Fürsten und Dynastien besser abbilden als durch das Zeremoniell. Von daher lässt sich die enorme Sprengkraft frühneuzeitlicher Rang- und Zeremonialstreitigkeiten erklären. Denn die Aufwertung des einen Fürsten zog unweigerlich die zumindest implizite Abwertung des anderen nach sich. Und wenn ein Fürst, der für sich einen bestimmten Rang beanspruchte, es zuließ, dass ihm das entsprechende Zeremoniell verweigert wurde, trug er selbst dazu bei, seinen eigenen Anspruch zu untergraben. Vor diesem Hintergrund war das Zeremoniell kein schmückendes Beiwerk, sondern ein wichtiges Element in den Beziehungen zwischen den Fürstenhöfen und Regierungen.

Als die Residenzstadt des vornehmsten Herrschers der Christenheit besaß das päpstliche Rom noch im 18. Jahrhundert eine wichtige Vorbildfunktion in allen Fragen des Zeremoniells, auch wenn es mittlerweile längste andere Leithöfe gab, wie den Wiener Kaiserhof und das Versailles Ludwigs XIV. In der Tat stammten die ältesten, in ihren Grundzügen immer noch geltenden Rangordnungen vom Römischen Hof. Zweimal gingen zudem von der Papstadt Impulse aus, die die europäischen Rangordnungen kräftig in Unruhe brachten: einmal, als Papst Pius V. 1569/70 Cosimo de' Medici zum ersten Großherzog der Toskana erhob und mit diesem neuen Titel die Rangverhältnisse vor allem unter den italienischen Fürstenhäusern durcheinanderwirbelte, und einmal, als Papst Urban VIII. 1630 auf Drängen seiner Nepoten ein Dekret erließ, gemäß dem die Kardinäle allen anderen außer den gekrönten Häuptern im Rang vorangehen sollten. Damit wurden sozusagen die Kardinäle in der Rangfolge zwischen die Könige und die übrigen Fürsten eingeschoben und Letztere implizit herabgestuft. Zugleich wurde so die Kluft zwischen den Königen und den übrigen Fürsten vergrößert. Das führte zu zahlreichen Konflikten und Verwicklungen und dazu, dass manche Fürsten jegliche Begegnungen und Kommunikation mit Kardinälen vermieden, weil sie deren Vorrang nicht akzeptieren wollten.

Auch später blieb es wichtig, wie sich der Papst in Rangkonflikten positionierte, und das, was in Rom geschah, wurde an den anderen Höfen stets sehr aufmerksam wahrgenommen. Von daher war Rom ein gefährliches Terrain in Rang und Zeremonialfragen, und entsprechend erbittert wurden hier Rangkämpfe ausgetragen, wie im 17. Jahr-

hundert der Präzedenzstreit zwischen den Botschaftern des Allerchristlichsten, des französischen, und des Katholischen, des spanischen Königs oder während des Spanischen Erbfolgekriegs (1701 – 1713/14) der Kampf zwischen Bourbonen und Habsburgern um die Anerkennung ihres jeweiligen Präzedenzen als König von Spanien. Allerdings zeigt vor allem das letztgenannte Beispiel zugleich, wie rücksichtslos die europäischen Mächte den Papst im 18. Jahrhundert gelegentlich unter Druck setzten: Im Comacchio-Krieg (1708/09) wurde Papst Clemens XI. durch Kaiser Joseph I. genötigt, dessen Bruder Karl als spanischen König anzuerkennen. Auch in Zeremonialfragen war der Pontifex keineswegs immer der Herr seiner Entscheidungen.

Zeremonialstreitigkeiten besaßen ein fatales Potential, politische Beziehungen zu erschweren oder gar ganz unmöglich zu machen. Doch man fand Mittel und Wege, wie zwei Höfe trotz bestehender Zeremonialkonflikte in Verhandlungen eintreten konnten. Eine Möglichkeit bestand darin, sozusagen einen zeremoniellfreien Raum zu schaffen. Das konnte beispielsweise dadurch geschehen, dass man niederrangige Gesandte, zum Beispiel Residenten, einsetzte, die ihren Auftraggeber prinzipiell in allen Belangen vertreten konnten, ihn aber nicht in seiner ganzen Hoheit repräsentierten.

Wenn der Fürst oder eines seiner Familienmitglieder aber persönlich an einen anderen Hof reisen oder mit anderen Fürstlichkeiten zusammentreffen wollte und in diesem Zusammenhang eine nachteilige Auslegung der Rangverhältnisse zu befürchten war, dann bestand die Möglichkeit, inkognito aufzutreten. Der Fürst konnte dann zwar nicht das Zeremoniell beanspruchen, das ihm – jedenfalls seiner Auffassung nach – von Rechts wegen zustand, er musste aber auch nicht gar so akribisch darauf achten, sich und seiner Dynastie ja nichts zu vergeben. Das bedeutet nicht etwa, dass der betreffende Fürst nicht von seinen Standesgenossen empfangen wurde und von ihnen keine Aufmerksamkeiten und Gunsterweise erwarten konnte. Die Bewegungsspielräume für alle Akteurinnen und Akteure waren aber deutlich größer, als wenn sie im zeremoniellen Raum agierten.

III. Fürstenbesuche im frühneuzeitlichen Rom – einige Beispiele

Ein Herrscher, der im Mittelalter noch mehr oder weniger regelmäßig nach Rom gezogen war, der Römische König beziehungsweise Kaiser, kam in der Frühen Neuzeit nicht mehr in die Ewige Stadt. Der letzte Kaiser, der sich von einem Papst krönen ließ, war Karl V. im Jahr 1530. Allerdings fand die Krönung nicht in dem wenige Jahre zuvor beim Sacco di Roma durch kaiserliche Söldner geplünderten Rom, sondern in Bologna statt. Fünf Jahre später trafen in Nizza Papst Paul III., Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich zusammen. Joseph II. kam 1769 während des Konklaves nach Rom. Als sich 1782 Papst Pius VI. und der Kaiser begegneten, geschah dies unter veränderten Vorzeichen. Denn nun war es der Papst, der in die kaiserliche Haupt- und Residenzstadt Wien kam, um Joseph II. von seiner Kirchenpolitik abzubringen. Auch andere gekrönte Häupter wagten sich kaum je auf das glatte römische Parkett. Das hängt mit ihrer Unabkömmlichkeit zusammen, hatte aber auch mit dem päpstlichen Zeremoniell zu tun, das selbst für Fürsten und gekrönte Häupter den Fußkuss vorsah – eine Demutsgeste, wie sie für Souveräne nur schwer auszuhalten war.

Wohl aber kamen enge Angehörige von Königen. Ein Beispiel dafür, wie

der Empfang eines gekrönten Hauptes in schönster Harmonie vor sich gehen konnte, bietet der Empfang der polnischen Königinwitwe Maria Kasimira Luise durch Papst Innozenz XII. 1699, ein politisch eher unproblematischer Besuch. Denn in dem polnischen Wahlreich besaß die Königinwitwe eine wenig einflussreiche Stellung, da die Krone 1697 auf den sächsischen Kurfürsten Friedrich August I. – besser bekannt als August der Starke – übergegangen war. Die Beschreibung der Audienz Maria Kasimiras in Johann Christians Lünigs Zeremonialhandbuch „Theatrum Ceremoniale“ (1719/20) beinhaltet ziemlich genau das Zeremoniell, das eine königliche Person um 1700 am Papsthof erwarten konnte: Die Königinwitwe fuhr mit sechs Karossen beim Quirinalspalast vor, wobei ihre eigene Kutsche als Zeichen ihres königlichen Ranges mit

Zeremonialstreitigkeiten besaßen ein fatales Potential, politische Beziehungen zu erschweren oder gar ganz unmöglich zu machen.

acht, die übrigen mit sechs Pferden bespannt waren. 18 Lakaien, 6 Pagen und 8 Mitglieder ihrer Leibwache, alle in Livree, begleiteten den Aufzug. Am Fuß der Treppe des Palastes wurde die Königin vom Herzog Poli, dem Großmeister des Heiligen Kollegiums und dem päpstlichen Hofmeister empfangen und durch das Vorzimmer, das voller Prälaten und Angehöriger des römischen Adels war, zum Papst geleitet. Im Audienzraum vollzog die Königin eine dreifache Kniebeuge und küsste dem Papst den Fuß und die Hand. Dieser erhob sich zwar nicht von seinem Thron, empfing Maria Kasimira aber sehr freundlich und ließ sie auf einem Lehnstuhl Platz nehmen. Als Zeichen der päpstlichen Gunst wurde gewertet, dass sich Innozenz XII. etwa 90 Minuten Zeit für die Audienz nahm und anschließend auch die Damen der Königin zum Fußkuss zuließ.

Anhand dieser Beschreibung sind einige Distinktionsmerkmale deutlich geworden, die am päpstlichen Hof – in den meisten Punkten aber nicht nur da – genutzt wurden, um zwischen den vornehmsten und nicht ganz so vornehmen Besuchern zu unterscheiden. Da war zum einen die Zahl der Kutschen und der Pferde – eine achtspännige Kutsche war gekrönten Häuptern vorbehalten. Da war zum anderen der Empfang am Fuß der Treppe. Weniger vornehme Persönlichkeiten wurden demgegenüber üblicherweise erst am oberen Ende der Treppe begrüßt. Schließlich die Erlaubnis, sich in der päpstlichen Gegenwart zu setzen, und zwar auf einem Lehnstuhl. Weniger vornehme Persönlichkeiten mussten stehenbleiben oder sich mit einem unbequemen Sitzmöbel begnügen. Nicht ausgeschöpft hatte der Papst die Möglichkeit der Gunstbezeugungen, indem er sitzengelassen war und sich nicht etwa kurz erhoben hatte. Bei Audienzen für Männer kam noch das Unterscheidungsmerkmal hinzu, ob der Besucher seinen Kopf bedecken durfte oder nicht. Die Betreffenden, aber auch ihre Zeitgenossen nahmen sehr genau wahr, welche Ehrungen ihnen zugestanden wurden und welche nicht. Und wenn sie nicht die zeremoniellen Vorrechte erhielten, die ihnen ihrer Meinung nach gebührten, kam es unweigerlich zum Konflikt. So nahm 1665 Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Calenberg Anstoß daran, dass ihm von Papst Alexander VII. sowohl das Sitzen

als auch das Sich-Bedecken verweigert wurde. Und 1639 führte ein Rombesuch Odoardos I., des Herzogs von Parma, Piacenza und Castro, nicht nur zu Zeremonialkonflikten zwischen dem Farnese und den Nepoten Papst Urbans VIII., sondern wurde letztlich zum Auslöser des Castro-Kriegs (1641 – 1644).

Ähnliche Zeremonialkonflikte gab es auch noch im 18. Jahrhundert, beispielsweise beim Rom-Besuch des württembergischen Herzogs Karl Eugen im Jahr 1753. Der Herzog war zwar selbst katholisch, regierte aber eines der Stammländer des deutschen Lutherums. Er stand daher unter besorgter Beobachtung der württembergischen Eliten, als er sich nach Rom begab. In dessen erwies sich der Fußkuss als unüberwindliches Hindernis für eine Audienz des Karl Eugens bei Benedikt XIV. In offiziellen Schreiben an den Papst hatte der Herzog zwar immer wieder beteuert, dass er dessen Füße küsse, er weigerte sich nun aber, das auch in der Realität zu tun. Der Konflikt wurde öffentlich, als der erboste Papst den Kardinälen und dem römischen Adel verbot, den Herzog zu empfangen, der sich nun seinerseits bloßgestellt fühlte und unverzüglich nach Neapel weiterreiste.

Nach seiner Rückkehr nahm Karl Eugen zwar an den Feierlichkeiten der Heiligen Woche in Rom teil; über eine Audienz konnte man sich aber erneut nicht einigen, da der Herzog auch den ihm nahegelegten Ausweg eines Inkognito ablehnte. Man fand dann einen Weg, auch ohne Fußkuss und offizielle Audienz eine Art Begegnung zwischen Papst und Herzog herbeizuführen: Am Gründonnerstag wurde Karl Eugen in der Loggia zugelassen, von der aus der Papst, wie üblich, die Bulle „In Coena Domini“ verlas, und kam so ganz in die Nähe des Papstes. Ähnlich verhielt es sich bei den folgenden Gottesdiensten, und am Ostersonntag wurden Karl Eugen in den Räumen des päpstlichen Majordomus Kardinal Colonna die päpstlichen Tiaren und Mitren gezeigt. Auf diese Weise wurde der Eklat des ersten Rombesuchs übertüncht.

Es kann jedoch kaum ein Zweifel daran bestehen, dass der Herzog in Rom einen denkbar schlechten Eindruck hinterließ, wie aus einem Schreiben Benedikts XIV. vom Tag der Abreise Karl Eugens (9. Mai 1753) an den Kardinalerzbischof von Lyon hervorgeht: „Abgereist ist von hier der Herzog von Württemberg, wo er eine erbärmliche Figur gemacht hat. Er ist auch nicht an dem päpstlichen Hof erschienen, die Personen von Ehre haben Abscheu gehabt, ihn zu hofieren, wie er es übrigens auch verdient hat. Und aus den Briefen aus Deutschland, die sich auf die Nachrichten über das Benehmen des Fürsten entgegen beziehen, liest man eine allgemeine Missbilligung und meint, dies seien einige Überbleibsel des Lutherums gewesen.“

Ganz anders verlief der erneute Rombesuch Karl Eugens im Jahr 1775, als er die Gelegenheit hatte, dem neugewählten Papst Pius VI. seine Aufwartung zu machen. Der Herzog scheint diesmal nicht gezögert haben, dem Papst den Fußkuss zu leisten, der ihn dadurch auszeichnete, dass er ihn freundlich umarmte und das Wort an ihn richtete. Schließlich ließ er ihn sogar schriftlich ersuchen, die beabsichtigte Abreise aus Rom zu verschieben, um ihm – mit den Worten des lutherischen Theologen und Kanzlers der Universität Tübingen Johann Friedrich Lebet, dem wir das Tagebuch der zweiten Romreise Herzog Karl Eugens verdanken – „das Vergnügen einer zwoten Unterredung zu gewähren“. Ort des Geschehens war, so Lebet, zur großen Genugtuung des Herzogs das „eigene Gemach des Pabstes“,

das er, geleitet vom päpstlichen Major-domus Giovanni Archinto „als Souverain nicht durch die Seitenthüre, sondern zur Ehren Distinction durch die mittlere Thüre“ betrat.

Mit dieser Auszeichnung waren die dem Herzog erwiesenen Liebeshwürdigkeiten noch längst nicht beendet: „Sie trafen den Papst stehend an, der Ihnen entgegen gieng und Sie aufs lieblichste mit väterlichen Gesinnungen umarmte.“

Allerdings hatten Rombesuche fürstlicher Persönlichkeiten, auch wenn es sich ausdrücklich um Pilgerfahrten handelte, nahezu unausweichlich immer auch eine politische Komponente.

Es wurde hierauf Serenissimo ein Sessel vorgestellt, auf den Sie der Pabst mit der größten lieblichsten Achtung sitzen ließ, auch nicht eher sich setzen wollte, als biß Serenissimus selbst sich gesetzt hätten. Die Unterredung nahm hierauf ihren Anfang, und gleichwie der Pabst nie anders mit Serenissimo als durch Altezza Serenissima oder Vostra Altezza sprach, also erwiederten auch Se. Herzogliche Durchlaucht alle diese unterscheidende Beweise einer wahren Achtung durch vorzügliche Beweise derjenigen Hochachtung, die dem Pabste als Oberhaupte der catholischen Kirche gebührt, ohne hiebey den Character des Souverain jemals aus den Augen zu setzen. Serenissimus waren über die Unterredung und die ganze Anordnung derselben sehr vergnügt und schlossen mit diesem Vergnügen Ihren Aufenthalt in Rom.“

IV. Fazit

Das frühneuzeitliche Rom war eine Stadt mit vielen Gesichtern: dank der Apostel- und unzähliger Märtyrergräber eine Heilige Stadt, eine Stadt der Bildenden Künste, der Wissenschaft und der Musik, eine Stadt, in der die klassische Antike erfahrbar war, die Hauptstadt des Kirchenstaats und die Residenzstadt der ranghöchsten Persönlichkeit im christlichen Europa, des Papstes. Und so vielfältig die Gesichter der Urbs waren, so vielfältig waren die Gründe, ihr einen Besuch abzustatten.

Allerdings hatten Rombesuche fürstlicher Persönlichkeiten, auch wenn es sich ausdrücklich um Pilgerfahrten handelte, nahezu unausweichlich immer auch eine politische Komponente. Dies nicht zuletzt aufgrund der Erfordernis, durch die Beanspruchung eines angemessenen Zeremoniells den Status der eigenen Person, aber auch der gesamten Dynastie zu wahren, denn auch noch im 18. Jahrhundert blieb der päpstliche Hof als Orientierungspunkt für das höfische Zeremoniell und die Rangordnung in der „Gesellschaft der Fürsten“ wichtig. Daher können die zahlreichen Zeremonial- und Rangkonflikte – nicht nur, aber gerade auch in Rom – keineswegs als Ausdruck einer persönlichen Eitelkeit von Fürsten abgetan werden. Rang und Zeremoniell waren in der Frühen Neuzeit vielmehr etwas eminent Politisches und ließen sich auch durch Kunstgriffe wie ein Inkognito nicht völlig ausblenden. Auch Pilgerreisen und Kavaliertouren von Fürsten und deren Angehörigen hatten vor diesem Hintergrund stets eine politische Komponente. Vor allem deswegen war gerade die Ewige Stadt ein gefährliches Pflaster – auch für einen bayerischen Kurprinzen. □

Zeremoniell und Politik: Chancen und Konfliktlinien im Zusammentreffen Karl Albrechts mit Papst Clemens XI.

Jörg Zedler

I. Welch ein Verhaltenskaleidoskop

Am 6. April 1716 stand der bayerische Kurprinz Karl Albrecht vor seiner ersten Audienz bei Papst Clemens XI., gerade mal drei Tage nach seiner Ankunft in Rom. Ohne größere Aufmerksamkeit zu erregen, passiert er unter dem Namen eines Grafen von Trausnitz die Schweizer Garde. Wörtlich fährt ein Tagebuch, das im Rahmen dieser Italienreise entstand, dann fort: „Alß man die letzte antecamera erreicht, liesse der Abbate Scarlati den Pabsten ersuchen umb erlaubnuß ihme einige frembde cavagliers, die er in seiner behausung hette, vorzuführen. Auf erhaltene andwort ist der Abbate Scarlati der erste, herr Obrist Hof Meister der andere, herr Graf von Traußnitz der dritte, beede (alle distinction zu vermeiden) mit hutt und deegen, Chevalier Santini ohne hutt, aber alß Chevalier de Malte mit dem deegen zu Ihro päpstlichen Heyligkeit hineingetretten. Nach abgelegter gewöhnlicher genuflexion hat der Pabst selbe ohngefehr mit disen wortten ange-redt“ (siehe Schmuckbild auf Seite 19).

An dieser Stelle wechselt das Diarium, was selten geschieht, ins Italienische, um den Papst wörtlich zu zitieren. Er erkenne, so die Übersetzung, einen unter den Kavaliern, der viel bedeutender ist, als er zu sein vorgibt. Es wäre ein Affront, ihm die Maske herunterzureißen, wo er doch unerkannt bleiben will, wengleich er – also der Papst – ihm gerne viel größere Ehren zukommen lassen würde, als er es unter diesen Umständen kann.

Anschließend würdigte der Pontifex den Eifer und die Anhänglichkeit, die das kurbayerische Haus stets für die Kirche, den Heiligen Stuhl, für ihn selbst und für seine Familie gezeigt habe. Er schloss mit der Hoffnung, dass auch die Anwesenden – und hierbei wird vermerkt, dass er die Augen auf Graf Trausnitz wendete – diesem Beispiel folgten, was der Angesprochene umgehend versicherte.

Trotz oder gerade wegen der distanziert verlaufenden Audienz zog der Papst den zum Grafen degradierten Prinzen beim Abschied an der Hand zu sich, umarmte ihn und entließ ihn nur „mit denen zartmütigsten expressionen und vergüssung der thränen“. Im Anschluss begab sich der Geherzte samt seiner drei Begleiter in das Zimmer des Kardinals Albani, der „solchen bey der thür deß zimers empfangen, in welchen dem Cardinal allein mit dem gesicht gegen die thür, denen 4 cavagliers aber demselben entgegen zu sitzen die sessel angetragen wurden. Nach geendigter audienz hat der Cardinal [...] den herrn Grafen von Traußnitz [nicht] biß zu der thür der ersten antecamera begleitet, sonderen sich in seinem zimmer nach vorherho gepflegter abredung zuruck gehalten“. Die nachfolgende Audienz bei den Kardinalen Acciaioli, Panciatici und Pamphili findet im Tagebuch dann schon nur noch in einem Nebensatz Erwähnung, und weitere Besuche bei oder von Eminenzen entfielen gänzlich, teils unter offenkundig vorgeschützten Entschuldigungen der Geistlichen.

Das Versteckspiel eines für jedermann leicht durchschaubaren Inkognitos, das



Dr. Jörg Zedler, Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte, Universität Regensburg

überschwängliche Lob bayerischer Verdienste, die pontifikalen Tränen, die Ausreden hoher geistlicher Würdenträger, um einem Treffen aus dem Weg zu gehen – schon die breite Schilderung dieser Ereignisse in den Tagebüchern des späteren Kaisers weist auf die zentrale Bedeutung dieser zeremoniellen Akte hin.

Dieses Verhaltenskaleidoskop möchte ich im Folgenden entschlüsseln und auf die Gründe seiner Verwendung hin untersuchen. Ich werde hierzu in fünf Schritten vorgehen, nämlich eingangs an die Ausführungen von Volker Barth anknüpfen, um zu klären, wie sich das Inkognito in dem konkreten Fall ausformte und warum diese Form gewählt wurde; im Anschluss gilt es die Motive für den Rom-Besuch des bayerischen Prinzen einerseits und die damit verknüpften Interessen der Kurie andererseits zu betrachten. Obwohl beide weitgehend problemlos in Einklang zu bringen waren, resultierten doch auch Konflikte aus den jeweiligen Zielsetzungen, deren Lösung dann Gegenstand des vierten Punktes sein wird. Abschließend werde ich mich der erwähnten Frage nach dem Mehr- und Erkenntniswert des Zeremoniells und der symbolischen Handlungen zuwenden.

II. Die Ausformung des Inkognitos Karl Albrechts

Als Max Emanuel seinem römischen Gesandten Alessandro Scarlatti im Herbst 1715 mitteilte, dass sein Erstgeborener in die Ewige Stadt reisen werde, war dieser einigermaßen konsterniert. Weniger organisatorische Fragen seien das Problem, antwortete er, vielmehr sei es das komplexe kuriale Zeremoniell, das ihm Kopfzerbrechen bereite.

Um den Fallstricken dieser Etikette auszuweichen, entschied der Kurfürst, die Reise sei all'incognito vorzunehmen. Dass der Grund hierfür tatsächlich auf

italienischem Boden, genauer: vorrangig in den von Scarlatti als problematisch beschriebenen römischen Umgangsformen lag, ergibt sich aus zahlreichen Äußerungen des Kurfürsten, aber auch aus dem Umstand, dass diese Form erst mit Übertritt der Grenze gewählt wurde. Gestartet war der Reisende nämlich noch als Kurprinz. Weit entfernt davon, ein ausgefallener Kniff bayerischer Politik zu sein, hatten ein Inkognito schon zahlreiche Reisende vor ihm genutzt, um übermäßigen Pomp vermeiden und Rangstreitigkeiten aus dem Weg gehen zu können.

Dies bedeutet freilich keineswegs, dass der reisende Graf von der Öffentlichkeit nicht als derjenige erkannt worden wäre, der er war. Die Zeitungen hatten die Ankunft des wahren Gastes stets zeitgenau angegeben und der stadtrömische Adel ließ es sich nicht nehmen, ihn vor den Toren der Kapitale in pompösen Sechsspännern zu empfangen und seine Einfahrt zu begleiten. Dabei spekulierte er weniger auf wertvolle materielle Gaben, als darauf, Teil des Empfangskomitees eines so wichtigen Gastes zu sein und dergestalt die eigene Bedeutung zu dokumentieren. So war es ganz im Sinne des Stadtadels, den Einzug zu einer Art gesellschaftlichem Ereignis mit zahlreichen Menschen auf der Straße geraten zu lassen, fungierten letztere doch als Zeugen nicht nur der Würde des Gastes, sondern auch von dessen Umfeld, also des Adels selbst.

Festzuhalten gilt es also erstens, dass das Inkognito weder für den Adel noch für das Volk bedeutete, einen Unbekannten vor sich zu haben. Festzuhalten gilt es aber ebenso, dass der theoretische Anspruch darauf nie aufgegeben wurde. Stets trat Karl Albrecht in der Öffentlichkeit als Graf von Trausnitz auf, nahm in der Kutsche oder bei Empfängen gerade nicht den ersten Platz ein (der ihm als Kurprinz zugestanden hätte), oder, um das Eingangsbeispiel wieder aufzugreifen, begehrte beim Papst nicht selbst den Besuch, sondern begleitete formaler den kurbayerischen Diplomaten bei dessen Audienz als Gast an dritter Stelle. Dass der Pontifex nicht im Zweifel war, wen er da vor sich hatte, zugleich aber dessen Wunsch akzeptierte, ungenannt zu bleiben, ist schon aus seiner eingangs zitierten Rede zu erkennen, ebenso aus dem Umstand, dass der Gast kein Sitzmöbel erhielt, auf das er als Kurprinz Anspruch gehabt hätte.

Man könnte dieses Schema bei zahlreichen weiteren Gelegenheiten durchdeklinieren, durchbrochen wurde es, zumindest öffentlich, nie. Wichtig ist, dass es genügte, die Form zu wahren, denn dies ließ dem Inhalt, dem Zweck der Reise, trotz formaler Einschränkungen erheblichen Spielraum, dem es im folgenden Punkt das Augenmerk zuzuwenden gilt.

III. Wittelsbachische Motive des Rom-Besuchs

Anders als man in gegenwärtigen Zeiten inflationärer Papstbesuche bayerischer, deutscher und internationaler Politiker oder gesellschaftlicher Zelebritäten meinen könnte, war die Anwesenheit eines Kurprinzen am Papstthron in der Frühen Neuzeit alles andere als Normalität. Was also bewegte gerade diesen Fürstensohn zu der Reise?

Hier ist zunächst einmal die persönliche Devotion in Rechnung zu stellen, die man sicher nicht zu gering wird veranschlagen dürfen. Karl Albrecht gilt, wie Peter Claus Hartmann deutlich gemacht hat, als gottesfürchtig und der katholischen Kirche treu ergeben. In Rom besuchte er die sieben Hauptkirchen an einem Tag und ging die heiligen Gräber zu Fuß ab – um seine Frömmigkeit unter Beweis zu stellen, wie das



Foto: privat

Abb. 1: Bild der Heiligen Familie in der Kirche Santa Maria della Vittoria in Rom.

Tagebuch nicht vergisst zu betonen. Hinzu kommen Devotionsbeweise, die teils noch heute üblich sind: Er rutschte die Scala santa auf Knien hoch, verteilte Almosen, bewirtete Pilger (siehe Schmuckbild auf Seite 25), ließ Priestern finanzielle Unterstützung zukommen und bat anlässlich eines Gefängnisbesuchs um Amnestie dreier Insassen. Derartig demonstrative Akte der Selbsterniedrigung oder der Spenden an Arme und Kranke gehörten ebenso zum festen Repertoire christlicher Herrschertugenden wie der Schutz der Priester oder rituelle Begnadigungen.

Wichtiger, wenngleich mit dem ersten integral verbunden, war das zweite Motiv, nämlich das Ansehen der eigenen Dynastie zu steigern. Er werde auf seiner Reise alles für die „Reputation unseres Hauses“ tun, versicherte der Prinz seinem Vater. Dies war auch bitter nötig, denn das Ansehen Max Emanuels hatte infolge von dessen Rolle im Spanischen Erbfolgekrieg massiv gelitten, und zwar sowohl in der publizistischen Öffentlichkeit des Reichs wie unter dessen Fürsten. Der Krieg an der Seite Frankreichs gegen das Reich hatte ihm den Vorwurf des Rechtsbruchs beschert, von der „Natter am Busen des Reiches“ war da zeitgenössisch die Rede. Das Urteil in der Wissenschaft ist kaum milder: Von einem „amoklaufenden Kurfürsten“, der „Reichsverrat“ begangen habe, spricht etwa Karl Otmar von Aretin.

Nun hatten die Friedensschlüsse von 1713/14 Max Emanuel zwar Besitz und nahezu alle Rechte zurückgegeben. Vergessen war sein Verhalten gleichwohl nicht, so dass ein imagepolitischer Feldzug durchaus attraktiv schien, wenn er sein Haus auch weiterhin für Höheres in Stellung bringen wollte (woran kein Zweifel bestehen konnte). Die Reise seines Sohnes wird in diesem Kontext zu verorten sein. Dies erklärt die bereitwillige väterliche Finanzierung der immer überbordender werdenden Ausgaben ebenso wie die ungewöhnlich hohe Zahl der Mitreisenden.

Ganz im Sinne der Gloire des Hauses war es auch, wenn Clemens XI. ostentativ von Dankbarkeit und Freundschaft der katholischen Kirche gegenüber den Wittelsbachern sprach, sich gar als besten Freund des Kurfürsten bezeichnete. Derartige Äußerungen stärkten die wechselseitigen Bindungen und hoben das Ansehen des Hauses Bayern in der katholischen Welt.

Das Ziel der Reputationssteigerung wurde bayerischerseits aber nicht zufälligen Meinungsäußerungen überlassen, es wurde vielmehr bewusst inszeniert. Das beginnt bei der Wahl des Inkognito-Namens, mit dem sich Karl Albrecht ganz ostentativ in die Tradition des Wittelsbachers Maximilian stellte, der bei seiner Romreise 1593 denselben Namen gewählt hatte. Knapp 30 Jahre später ging jener dann als Bewahrer des Katho-

lizismus in die Geschichte ein, nachdem er 1620 in der Schlacht am Weißen Berg die Truppen des Winterkönigs Friedrich V. besiegt und dergestalt den Protestantismus in Böhmen entscheidend eingedämmt hatte. Zugleich hatte er seinem Haus damit die lange erwünschte Rangerhöhung gesichert: Bayern war 1623 zum Kurfürstentum aufgestiegen.

Dass Karl Albrecht unter diesen Vorzeichen am ersten Tag seines Rom-Aufenthalts und mit großem Gefolge die Kirche Santa Maria della Vittoria besuchte, muss unter diesem Blickwinkel zumindest auch als propagandistisches Statement gewertet werden, hing doch hier das Bild der Heiligen Familie, das in der Schlacht am Weißen Berg mitgeführt worden sein und den ligistischen Truppen zum Sieg verholfen haben soll. Heute ist es nur eine Kopie, das Original verbrannte im 19. Jahrhundert (siehe Abb. 1).

Tatsächlich spielte die konfessionelle Auseinandersetzung am Beginn des 18. Jahrhunderts im Reich wieder eine sehr viel größere Rolle, als in den Jahrzehnten zuvor. Zudem kann die Bedeutung Maximilians ins Grundsätzlichere gewendet werden, so dass er – und mit ihm das wittelsbachische Herrscherhaus – nicht nur als Verteidiger des Katholizismus (gegen den Protestantismus), sondern als Bewahrer des rechten Glaubens schlechthin betrachtet wird, unabhängig von der Frage, gegen wen dieser

verteidigt werden müsse. In diese Traditionslinie reiht sich dann nämlich auch Max Emanuel ein mit seinem Nimbus als Türken Sieger, den er sich vor allem in den Schlachten von 1683 bis 1687 erworben hatte. Dies war das Image, das 1716 anschlussfähig war (anders als die Rolle des reichsfeindlichen Sezessionisten aus dem Spanischen Erbfolgekrieg).

Der demonstrative Rekurs auf vergangene Heldentaten hatte zwei Ziele: Zum einen galt die Geschichte bis Mitte des 18. Jahrhunderts als Lehrmeisterin der eigenen Gegenwart. Sie erschließe die Wahrheit und zeige, „was bey gleicher Gelegenheit wieder könnte gebraucht werden“. Ein solcher Augenblick war nun da, denn der seit 1714 schwelende Türkenkrieg nahm gerade an Fahrt auf, und wer war besser geeignet, den Katholizismus neuerlich zum Sieg zu führen, als der Nachfahre früherer Helden? – Vermutlich werden noch die im Tagebuch beschriebenen Besuche in der Kirche Santa Maria degli Angeli – einem Gedenkort für den Türken Sieger und Großvater Karl Albrechts, Jan Sobieski (siehe Abb. 2, Seite 29) – sowie im Hause des Connestabile Fabrizio Colonna – seinerseits ein Nachfahre des nicht minder berühmten Lepanto-Siegers (siehe Abb. 3, Seite 30) – dem Zweck gedient haben, das kollektive Gedächtnis an jene zu erinnern, die die Kirche schon mehrmals vor den Glaubensfeinden gerettet hatten.

Dieses kollektive Gedächtnis aber spielte, zum anderen, für die Gegenwart eine zentrale Rolle. Denn mit der Rede vom Verteidiger des wahren Glaubens wurde die Vergangenheit aus dem konkreten Kontext herausgelöst. Da war es dann unerheblich, ob es um 1571 (Seeschlacht von Lepanto), 1620 (Schlacht am Weißen Berg) oder 1687 (Schlacht am Berg Harsán), um die Türken oder die Protestanten ging. Erst indem man die Ereignisse dekontextualisierte, wuchs ihnen eine gemeinschaftsbildende Funktion für die Gegenwart zu. Die Kehrseite der Erinnerung war also der Appell zur Einigkeit, die Erinnerungsgemeinschaft wurde mit wenigen Strichen zu einer Erwartungsgemeinschaft ummodelliert. In dieser aber konnte das kurz zuvor gedemütigte Bayern wieder seine Rolle unter den gleichberechtigten, wenn nicht sogar führenden Akteuren einnehmen.

Ich komme zu einem dritten und letzten Motiv Karl Albrechts für die Rom-Reise, zu dessen Verständnis es knapp auszuholen gilt. Frühzeitig und eindeutig wie keine anderen deutschen Fürsten hatten die wittelsbachischen Herzöge auf die Herausforderungen der Reformation reagiert. Schon auf der Grünwalder Konferenz vom Februar 1522 formulierten sie eine klare Absage an das Lutherische Bekenntnis und garantierten mit der ausschließlichen Katholizität Bayerns jenen Fels in der Brandung des konfessionell aufgewühlten Meeres, den Rom gebraucht hatte, als die bisherige Ordnung zu stürzen drohte.

Hieraus resultierte eine ausgesprochen enge Kooperation zwischen Bayern und dem Heiligen Stuhl mit zahlreichen päpstlichen Privilegien. Diese wiederum waren die Grundlage einer nachgerade inflationären Besetzung von Bischofsstühlen mit nachgeborenen wittelsbachischen Prinzen. Herzog Ernst etwa war, um nur ein Beispiel zu nennen, seit 1583 zugleich Fürstbischof von Freising, Lüttich, Hildesheim und Münster, Fürstabt von Stablo und Malmedy sowie Erzbischof von Köln.

Die Praxis der Besetzung von Bischofsstühlen mit nachgeborenen Prinzen aber hatte an der Wende vom 17. auf das 18. Jahrhundert eine Delle erfahren. Unter Max Emanuel änderte sich das neuerlich, und an die alten Besetzungspraktiken anzuknüpfen war 1715 erklärtes Ziel des Kurfürsten. Den Anfang sollte das Bistum Regensburg machen, das er seinem Viertgeborenen Clemens August zudachte. Schon vor der Reise Karl Albrechts aufs Gleis gesetzt, galt es, die Berufung vor Ort final abzusichern, denn die Kurie wachte sorgsam darüber, dass ihre Rechte bei Bischofsbesetzungen nicht übergangen wurden. Eine mehrfache Verzögerung der päpstlichen Bestätigung von Clemens Augusts Wahl war die Folge, und die persönliche Anwesenheit seines Bruders hat denn auch nicht das Wenigste dazu beigetragen, Probleme in den Hintergrund treten zu lassen.

Doch Max Emanuel war viel zu machtbewusst, um sich mit Regensburg zufrieden zu geben, zielte vielmehr auf die Übertragung möglichst zahlreicher Bistümer an seine Söhne. Die Vorteile lagen auf der Hand: die standesgemäße Versorgung nachgeborener Prinzen, einträgliche Einnahmen, eine Stärkung der Rolle des Hauses in der Kurie der Reichsfürsten, im Fall Kölns sogar eine Kurstimme. All dies war bestens geeignet, um Ansehen und Macht des Hauses zu steigern.

Als Mittel schwebte ihm ein Generalbreve vor, das heißt ein päpstliches Privileg, das es erlaubte, zwei, drei, bestenfalls sogar eine unbestimmte Zahl von Diözesen in der Hand eines Prinzen zu vereinigen. Genau das aber hatten die

Bestimmungen des Tridentinums verboten, und Clemens XI. machte sehr deutlich, dass er derartige Ämterhäufungen ablehnte. Einerseits. Denn andererseits waren dem Papst drei Dinge sehr bewusst: Zum einen war ihm Bayern stets ein verlässlicher Partner im Reich gewesen. Zum anderen war ihm klar, politischen Pressionen der Mächtigen im Reich kaum Widerstand entgegenzusetzen zu können. Solcher Druck aber war zu erwarten, wenn die schon 1716 allenthalben diskutierte Heirat des Kurprinzen mit einer kaiserlichen Erzherzogin realisiert, ein Münchner Wunsch also von Wien flankiert würde. Clemens machte seine diesbezügliche Zustimmung daher von der kaiserlichen Unterstützung des Gesuchs abhängig, die Karl VI. denn auch wenig später gewährleisten sollte.

Ein Drittes kam in Bezug auf die reichskirchenpolitische Frage hinzu: „Eine freundliche Unterredung hat gar oftmals mehr gefruchtet, als wenn sie viel Jahre einander Abgesandten zugeschickt“, schreibt Julius Bernhard Rohr in seinem Zeremonialwerk von 1728. Tatsächlich gelten Herrschertreffen gleichermaßen als Manifestation freundschaftlicher Verhältnisse wie als Verpflichtung auf deren zukünftiges Fortbestehen.

Von bayerischer Seite darf allein die Gegenwart Karl Albrechts in Rom als Ausdruck derartiger Emotionen und Intentionen gelten. Wenn der Gast darüber hinaus persönlich um einen Gnädenerweis, hier also um die Gewährung des Generalbrevés für seinen Bruder, nachsuchte, konnte der Pontifex das nicht abschlagen ohne gegen alle Formen der Höflichkeit und der lange geübten Rituale zu verstoßen. Die persönliche Anwesenheit, oder richtiger: der damit verbundene Ergebnheitsgestus Bayerns, war die Grundlage für die Gewährung der Bitte. Karl Albrecht war sich dessen in so hohem Maß bewusst, dass er sogar den taktierenden Vorschlag seines Vaters, sich mit einer Wählbarkeitserklärung für zwei bis drei Kirchen zufriedener zu geben, zurückwies, stattdessen auf dem unbeschränkten Breve insistierte.

Mit Erfolg: Noch 1716 sagte der Papst die Ausstellung zu, 1718 realisierte er sie. Womöglich wäre es Clemens August ohne diese Weichenstellung nicht geglückt, zum Monsieur de cinq église aufzusteigen. Denn dass er 1728 entgegen dem kanonischen Recht zum Fürstbischof von Münster, Paderborn, Köln, Hildesheim und Osnabrück gleichzeitig aufgestiegen war, hatte seine Wurzel nicht zuletzt in diesem Breve.

IV. Das päpstliche Interesse an dem Rom-Aufenthalt des bayerischen Kurprinzen

Um keinen falschen Eindruck aufkommen zu lassen: Der Papst war von Karl Albrecht keineswegs in eine zeremonielle Zwickmühle manövriert worden, wenn er Bayern freundlich gegenüber trat und Privilegien gewährte; er verfolgte durchaus eigene Interessen mit seinem Vorgehen.

Von Paolo Prodi stammt die These, wonach das Papsttum nach dem Tridentinum einen zwar schleichenden aber kontinuierlichen weltlichen Autoritätsverlust hatte hinnehmen müssen, diesen aber über Prestigeerwerb kompensierte. „Das Hauptbemühen der Päpste“, so Prodi für die Zeit seit Mitte des 16. Jahrhunderts, „konzentrierte sich auf die Herausbildung einer neuen Art von geistlicher, nicht territorialer Souveränität“. Mit diesem frühneuzeitlichen Wandel ging ein erkennbar verändertes Amtsverständnis der Päpste einher, das fortan wieder stärker funktional geprägt war. Vor allem hatte das Oberhaupt der



Foto: Tobias Weißmann

Abb. 2: Gedenkplakette für Jan III. Sobieski in der Kirche Santa Maria degli Angeli in Rom. Der polnische König Sobieski – Großvater mütterli-

cherseits des Kurprinzen – hatte während der Belagerung Wiens durch die Türken 1683 den Oberbefehl über die Truppen, die Entsatz brachten.

katholischen Kirche seine Nützlichkeit für die Religion unter Beweis zu stellen.

Der Besuch eines hohen politischen Repräsentanten im Allgemeinen, des bayerischen Kurprinzen im Besonderen bot genau den richtigen Anlass, um diesen Beweis öffentlich anzutreten. Doch der Reihe nach: Auch wenn es vordergründig überrascht, es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Karl Albrecht einer der ranghöchsten Besucher Roms jener Zeit aus dem Reich war. Der Grund dafür liegt wesentlich in der frühneuzeitlichen Herrscherkonkurrenz, also den divergierenden Ansprüchen auf Führung, die zeremoniell nicht in Einklang zu bringen waren. Dies gilt es in Bezug auf das Papsttum an einem Beispiel zu konkretisieren: Karl V. war 1530 der letzte Kaiser, der den Fußkuss – eine eindeutige Unterordnungsgeste – zu geben bereit gewesen war. Seine Nachfolger lehnten das als unvereinbar mit ihrer kaiserlichen Würde ab. Da der Pontifex aber weder in der Theorie noch in der Praxis darauf verzichtete, waren praktisch unüberwindbare zeremonielle Hürden für einen direkten Besuch erwachsen.

Auch auf der Ebene der weltlichen Kurfürsten kam es, soweit zu sehen ist, zu keinem Papstbesuch. Und selbst deren Erstgeborene scheuten die zeremoniellen Probleme so sehr, dass Karl Albrecht der erste frühneuzeitliche Kurprinz war, der dem Oberhaupt der

katholischen Kirche seine Aufwartung machte. Unter diesen Umständen wird beides verständlich, die eingangs zitierte Unzufriedenheit von Clemens über das Inkognito wie seine Bereitschaft, es deswegen zu keiner Beeinträchtigung des Verhältnisses kommen, geschweige denn, den Besuch daran scheitern zu lassen. Denn einerseits hätte ein offizieller Besuch in weit höherem Maß zum eigenen, pontifikalischen Prestigeerwerb genutzt werden können als der unter einem Decknamen. Der damit verbundene Pomp hätte weit in das katholische Europa hinaus gestrahlt und die übergeordnete Stellung der Kurie für die katholischen Höfe deutlich gemacht.

Andererseits war Clemens XI. der Spatz in der Hand lieber als die Taube auf dem Dach. Denn selbst ein inkognito in Rom weilender bayerischer Kurprinz bot genügend Möglichkeit, dem europäischen Ausland die „identitätsaffirmierende Reziprozität zwischen Papsttum und den katholischen Potentaten“ (Julia Zunckel) zu zeigen. Die Mittel hierzu waren ungezählte Höflichkeitserweise und Aufmerksamkeiten, von der Übersendung kostbarer Speisen bis zur Überlassung des päpstlichen Palmzweiges, selbstverständlich stets unter formeller Wahrung des Inkognitos. Und hierher gehören noch die von Clemens vergossenen, eingangs zitierten Tränen.



Foto: privat

Abb. 3: Detailausschnitt aus dem Deckengemälde im Palazzo Colonna, das die Schlacht von Lepanto von 1571 darstellt. Marcantonio Colonna gilt als einer der Helden dieser Schlacht.

Gerd Althoff hat in einer Untersuchung zu mittelalterlichen Königen fünf Gründe für deren öffentliches Weinen herausdestilliert. Die Ergebnisse scheinen mir zumindest in Teilen auf den Papst und den vorliegenden Fall adaptierbar. So sind hier vor allem die Tränen als Beweis der Herrschertugend einschlägig. Welche Tugend aber musste der Papst unter Beweis stellen, vor allem mit Blick auf ein vermeintlich oder tatsächlich religiös-funktionales Amtsverständnis? Schon seit dem Kirchenlehrer Athanasius im vierten Jahrhundert galten Tränen als Ausdruck von Gottesnähe und noch 1200 Jahre später konstatierte Ignatius von Loyola in seinem „Geistlichen Tagebuch“, dass er nur zufrieden sei, wenn er mindestens drei Mal pro Messe weine. Die Tränen waren bei beiden somit gleichsam ein Mittel der Objektivation, der äußere Ausdruck des richtigen, gottgefälligen inneren Empfindens.

Ein weiteres kommt hinzu: Als der niederländische Jesuit Nikolaus Floris dem Ignatius gegenüber klagte, nicht weinen zu können, versicherte dieser, für ihn zu beten, damit er zukünftig nicht nur verbal, sondern auch mittels Affektübertragung auf die Gemeinde einwirken könne. Tränen erscheinen damit auch als probates Mittel, den Glauben an andere weiterzugeben, ganz im Sinne Augustinus', der das „movere“ zur höchsten Stufe des rhetorischen Dreischritts nach „docere“ und „delectare“

erklärt hatte. Wenn Clemens XI. den Kurprinzen also bei dessen erster Audienz so übermäßig herzte, dass nicht nur das päpstliche Pallium ganz weiß vom Puder seiner Perücke wurde, wie Karl Albrecht seinem Vater verzückt schrieb, sondern eben auch Tränen flossen, dann war das weit entfernt von einer spontanen oder individuellen Gefühlsäußerung. Vielmehr war es eine zielgerichtete Inszenierung mit Vorteilen für beide Seiten: Der Papst gab auf einer symbolischen Ebene seiner individuellen Glaubenskraft Ausdruck, ebenso seiner Fähigkeit, diesen Glauben an andere weiterzugeben. Indem er dazu das Zeremoniell bewusst durchbrach – denn die Umarmung eines nachrangigen Gastes wäre ganz und gar undenkbar gewesen –, signalisierte er den Anwesenden seine freundschaftlich-enge Verbindung zum Haus Wittelsbach. Denn die Geste kam Karl Albrecht natürlich nur als Kurprinz zu, nicht als Graf von Trausnitz.

Wohlgemerkt: Das weinend inszenierte Durchbrechen des zeremoniellen Rahmens lag im Interesse beider, fand aber nur im päpstlichen Audienzzimmer statt, niemals in einer Öffentlichkeit. Damit gelang dem Papst die Quadratur des Kreises: der Nachweis eigener Tugenden, die Versicherung der Freundschaft sowie die Anerkennung des wirklichen Ranges – und das alles unter gleichzeitiger öffentlicher Wahrung des Inkognitos.

Führt man all diese Aspekte zusammen und bedenkt darüber hinaus das Ziel des Papsttums, seinen Wert für die Religion zu demonstrieren, landet man wiederum beim Türkenkrieg. Dass der Pontifex sich als der Verteidiger des Glaubens schlechthin positionieren wollte, bedarf kaum einer Begründung. Doch der Kirchenstaat war militärisch bedeutungslos, er benötigte Verbündete. Sein Versuch aber, eine Liga mit dem Kaiser sowie den Königen von Frankreich und Spanien ins Leben zu rufen, war erst 1714/15 kläglich gescheitert. Dies machte es für Clemens in dreifacher Hinsicht interessant, Bayern als Verbündeten zu gewinnen: als realen Bündnispartner; als Propagandainstrument, das nicht zuletzt an die erfolgreiche Allianz des späten 17. Jahrhunderts erinnerte sowie als sanfte Ermunterung gegenüber dem Kaiser, seinerseits in den Krieg einzugreifen, was dieser im April 1716, also just während des kurprinzlichen Aufenthalts, tatsächlich zusagte. Gerade angesichts sich häufender pontificaler Konflikte mit den Großmächten seit der Mitte des 17. Jahrhunderts war es für Rom also interessant, eine Mittelmacht, wie Bayern es war, für die eigenen Ziele zu gewinnen. Gleichsam über die Münchner Bande bewies Clemens damit auch Wien, Paris und Madrid seine Führungsrolle in der Einigung gegenüber dem osmanischen Erzfeind wie ganz generell seine politische Aktionsfähigkeit.

V. Zeremonielle Schwierigkeiten

Gab es gegenüber dem Papst keine wesentlichen zeremoniellen Schwierigkeiten, weil dessen Vorrangstellung unstrittig war, war die Stellung den Kardinälen gegenüber problematischer: Der Besuch von vier Eminenzen ist im Tagebuch nur knapp beschrieben, weiteren offiziellen Zusammentreffen war man ausgewichen.

Die Ursache hiervon waren unüberwindliche Rangstreitigkeiten. Sie gründeten in dem Bestreben der römischen Kurie, trotz oder gerade wegen ihrer weltlichen Machterosion die eigene Dignität unter Beweis zu stellen. Urban VIII. hatte 1630 bestimmt, dass allen Kardinäle qua Amt der Vorrang vor weltlichen Fürsten zukomme, und Clemens XI. erklärte, keinen Herrscher zu empfangen, der sich nicht zugleich zum Besuch des Sacro Collegio verpflichtete. Aus der Sprache des Zeremoniells übersetzt war dies eine Aufwertung der Kardinäle, die zugleich geeignet war, die Bedeutung des Besuchers ihnen gegenüber herabzusetzen. Das aber war für München unvereinbar mit der Ehre des eigenen Hauses, die es ja gerade zu steigern galt.

Daraus resultierte im Vorfeld der Reise ein monatelanges Feilschen um zeremonielle Formen. Umstritten war vor allem die Frage, wer wen unter welchen zeremoniellen Vorzeichen zu besuchen habe. Als Extrempositionen standen

sich die Aufwartung bei dem gesamten Kardinalskollegium einerseits und ein vollständiger Verzicht auf Kardinalsvisten andererseits gegenüber. Das Resultat war, wenig erstaunlich, ein Kompromiss: Realisiert wurde der Besuch bei den drei *caput d'ordine*, jenen Kardinälen, die den Klassen des Kardinalskollegiums vorstanden, sowie dem Papstnepoten Annibale Albani.

Allen Kardinälen die Ehre geben zu müssen und damit einen Präzedenzfall zu schaffen, hatte man vermeiden können. Indem man sich auf das gleiche Vorgehen einigte, wie es zuvor dem Herzog von Modena zugestanden worden war, konnte zugleich der reichsweit erhobene Anspruch durchgesetzt werden, wonach ein deutscher Kurprinz denselben Rang einnehme wie ein italienischer Souverän. Schließlich war es gelungen, in die Besuche Hinweise auf die eigene Bedeutung einzustreuen – etwa die ranghohen Begleiter wie dem kaiserlichen Geheimrat, dem Grafen Welz –, die bei einem Grafen Trausnitz undenkbar gewesen wären und die die Kardinäle tatsächlich lieber vermieden hätten.

Doch auch Karl Albrecht hatte Zeichen von Rangminderung hinzunehmen: Die aus moderner Sicht seltsam anmutende Beschreibung von Stuhlpositionierungen und Schrittfolgen, wie sie für die Visite bei Kardinal Albani zitiert wurden, gehören in diesen Kontext. Vergleicht man sie mit dem seinerzeit geltenden kuralen Zeremoniell, wird deutlich, dass hier dem Inkognito Rechnung getragen, indem der Gast tatsächlich weitgehend als Graf behandelt wurde. Anders als der Empfang beim Papst konnte man sich den Besuch von Münchner Seite also kaum zur eigenen Ehre anrechnen, doch war das zu verschmerzen, beinhaltete er zumindest keine explizite Herabsetzung.

Anders verhält es sich im nächsten Fall, bei den drei *caput d'ordine*, denen Karl Albrecht die linke Hand reichen musste. Dies war Ausdruck der sogenannten Unterhand, das heißt der symbolische Ausdruck der Unterordnung, den die Kurfürsten sogar gegenüber gekrönten Häuptern (ausgenommen natürlich dem Kaiser) ablehnten, und somit selbstredend auch gegenüber Kardinälen. Doch in diesen Apfel hatte Bayern beißen müssen, denn Rom war offenkundig nicht bereit, eine Ehrerweisung wieder aufzugeben, die es dem Herzog von Modena gerade erst abgetrotzt hatte und die es als Präzedenzfall durchzusetzen gewillt war.

Dass Karl Albrecht dem im konkreten Fall zustimmen konnte, liegt wesentlich an einem stillschweigenden Dissens über die Interpretation des Aktes: Während die Geistlichen im Ergreifen der linken Hand nämlich eine Subordination des Erstgeborenen Max Emanuels – also des Fürstensohnes – sahen, führte ihn dieser in seiner Rolle des Grafen von Trausnitz aus. Das ließ für die eine Seite die Fiktion bestehen, sich lediglich als Graf den Forderungen gebeugt zu haben, während die andere die Interpretation pflegte, es sei der Erstgeborene eines Kurfürsten, der hier gehandelt habe. Deutlich wie an kaum einer anderen Stelle zeigt sich, dass das Inkognito eine notwendige Bedingung war, um den Rom-Aufenthalt überhaupt realisieren zu können.

VI. Der Mehrwert symbolischen Handelns

Dies führt unmittelbar zu meinem letzten Punkt, der Frage nach dem Mehrwert symbolischen Handelns. Es ist klar geworden, dass der eingangs ausführlich zitierte zeremonielle Ablauf und die damit verbundenen Verhaltensweisen weder spontan, noch seltsam

oder Selbstzweck waren. Vielmehr geben sie Aufschluss über Aspekte der Mentalität ebenso wie über darunter liegende, zutiefst politische Motive. Warum hierfür aber der Umweg über symbolisches Handeln genommen wurde, gilt es abschließend knapp zu resümieren.

Da ist zunächst die schiere Notwendigkeit, zu indirekten Ausdrucksformen greifen zu müssen. Sich unverhohlen des eigenen Glaubens und der Bedeutung für dessen Weitergabe zu rühmen, wäre von päpstlicher Seite ebenso unangemessen gewesen wie von bayerischer, die eigene Rolle für die Verteidigung des Katholizismus direkt anzusprechen. Überdies hätte letzteres die Gefahr evoziert, von Clemens XI. ebenso unmittelbar zur Beteiligung an dem anschwellenden Türkenkrieg aufgefordert zu werden.

Umgekehrt konnte der Papst kaum offen die Kriegsbeteiligung Münchens einfordern, wollte er nicht den achselzuckenden Hinweis riskieren, dass ein Graf Trausnitz hierfür nicht der richtige Adressat sei. Nachdem sich 1714/15 schon Kaiser und Könige den päpstlichen Appellen zur Gründung einer Allianz entzogen hatten, wäre eine solche Zurückweisung nicht nur bitter gewesen, sie hätte ein weiteres Mal vor den Augen der politischen Öffentlichkeit die papale Machtlosigkeit dokumentiert. Ein Papst aber, der die Christenheit nicht einmal angesichts des Erzfeindes einen konnte, hätte unweigerlich weiter an Prestige verloren.

Ein Zweites kommt hinzu: Die Vorstellung von tatsächlicher politischer Macht sowie zahlreiche Privilegierungen bauten in der Neuzeit auf dem Fundament sozialer Wertschätzung auf. Zugespitzt formuliert: Vom Rang eines

Deutlich wie an kaum einer anderen Stelle zeigt sich, dass das Inkognito eine notwendige Bedingung war, um den Rom-Aufenthalt überhaupt realisieren zu können.

Akteurs wurde auf dessen tatsächliche Macht geschlossen. Es liegt nahe, dass derartige Rangordnungen labil und umstritten waren, mit der Folge, dass die eigene Position so oft wie möglich und so öffentlich wie möglich nachgewiesen werden musste. Dies geschah nicht zuletzt im Medium des Zeremoniells, auf dessen Feld also Rang- und Machtfragen ausgetragen wurden. Dies wird im vorliegenden Beispiel am Rangvergleich des Kurprinzen mit italienischen Souveränen, vor allem aber in der Auseinandersetzung über die Behandlung der Kardinäle sichtbar. Wirksam wurden solche Demonstrationen freilich nur, wenn sie von der anvisierten Öffentlichkeit wahrgenommen wurden. Wer aber war diese Öffentlichkeit, oder besser: der Adressat?

Im Falle Bayerns ein doppelter: Ging es um die Reichskirchenpolitik, war es vor allem der Papst, dessen Wohlwollen unabdingbar war. Dies erklärt die demonstrativen Rekurse auf die Rolle der Wittelsbacher als Verteidiger des Katholizismus, die zitierte Versicherung, der Kirche auch weiter treu ergeben zu sein und noch die Devotionsbeweise, die der Autorität des Pontifex dienten. Ziele man hingegen auf die Profilierung der Dynastie, wandte man sich primär an die europäischen Fürstenhäuser, auf deren Rangzuschreibung es letztlich ankam.

Den Zeitungsmeldungen, dem Empfang vor den Toren nicht nur Roms, sondern auch der anderen italienischen

Städte, den Sechsspännern zum Beispiel kam also eine wichtige Rolle zu, denn all das bewies, dass hier eine bedeutende Persönlichkeit reiste. Und dass dies die entsprechende Würdigung an den internationalen Höfen bekam, dafür sorgten nicht zuletzt die Diplomaten mit einer aufmerksamen und ausführlichen Berichterstattung. In München konnte man daher zufrieden sein, als etwa der sächsische Gesandte in Venedig einräumte – wenn auch etwas zähneknirschend, weil Friedrich August ja selbst durch Italien reiste –, der bayerische Prinz mache eine ausgesprochen gute Figur.

Wie für München so war auch für Rom neben dem unmittelbaren Gast die europäische Hocharistokratie der Adressatenkreis ihrer Handlungen. Dies galt für den Papst wie für Kardinäle, deren Selbstwahrnehmung und die internationale Anerkennung ihrer behaupteten Stellung ja durchaus auseinanderklafften. Der Öffentlichkeit zu zeigen, dass der bayerische Kurprinz sie mit einem Besuch ehrte, bei dem er überdies ihre linke Hand nahm, sich also unterordnete, war mithin ein willkommener Schritt zur Durchsetzung der eigenen Ansicht. Aus dieser Perspektive wuchs dem Besuch der *caput d'ordine* eine dezidiert politische Funktion zu, wenn gleich ein öffentlicher Empfang oder die Aufwartung bei dem ganzen Kardinalskollegium noch weit mehr symbolisches Kapital versprochen hätte.

Beide Seiten also mussten sich mit Abstrichen am zeremoniell und damit am politisch Wünschenswerten abfinden. Doch das war hinzunehmen, profitierten sie doch überwiegend von dem aufgeführten Schauspiel. Allein der Umstand, dass es zu einer so ungewöhnlichen Aufwartung kam, signalisierte dem

zuschauenden europäischen Publikum wechselseitige Achtung und geteilte Überzeugungen.

Aus päpstlicher Sicht stärkte es damit das, was als autoritative Macht bezeichnet wird: der Befähigung, innere Gefolgschaft auf der Basis geteilter Werte herzustellen. Dass der Papsthof dies nicht nur ausstrahlte, sondern die daraus resultierende Autorität auch künftig zum Wohl des Katholizismus einzusetzen gewillt und in der Lage war, bestätigte ja gerade die gemeinsame Bereitschaft, den Katholizismus gegen die Ungläubigen zu verteidigen. Da kam die Anwesenheit des Nachfahren Maximilians I., Max Emanuels und Jan Sobieskis gerade recht. Bayern hingegen hatte sich nicht zum Mindesten mit der bewusst pompösen Inszenierung dieser Reise als Akteur auf der internationalen Bühne zurückgemeldet. Max Emanuel selbst räumt das in einem als vertraulich eingestuftem Brief ein.

Für beide Seiten, Rom wie München, war die Italienfahrt mithin eine willkommene Gelegenheit zur Demonstration der eigenen Bedeutung, was nach den vorangegangenen politischen Fehlschlägen und dem damit verbundenen Ansehensverlust bitter nötig erschien. Wenn sie dafür auf Formen der symbolischen Kommunikation auswichen, ist das kein Gegensatz zu „realer“ Politik, sondern eine Form von deren Umsetzung. Diese, die unter der zeremoniellen Oberfläche liegende Botschaften, gilt es jedoch in unserer heutigen, dem Zeremoniell ferner stehenden Epoche, erst freizulegen. Denn Beschreibungen wie der eingangs zitierte Tagebucheintrag werden solange nicht verstanden und in ihrer realpolitischen Wirkung unterschätzt, wie man die Spielregeln dahinter nicht kennt. □



Prof. Dr. Bernhard Löffler, Professor für bayerische Landesgeschichte an der Universität Regensburg, war einer der beiden Moderatoren beim Karl Graf Spredi Symposium 2016.

Fürsten auf Reisen: Kunstgenuss als Herrschaftsgeste

Eva-Bettina Krems

I.

Es gehört zum wohlbekanntesten Ritual eines Staatsbesuchs, den hochrangigen Gast durch berühmte Kunstsammlungen oder Schlösser zu führen, sei es durch das Grüne Gewölbe in Dresden wie bei Königin Beatrix im April 2011 oder durch Schloss Herrenhausen in Hannover, wie noch bei Barack Obama im April 2016. Gut 300 Jahre zuvor war Zar Peter der Große bei seinem Besuch in Herrenhausen 1713 mit manchen westlichen Gepflogenheiten offenbar nicht sonderlich gut vertraut: Die damals 83-jährige Kurfürstin Sophie notierte, er hätte es lassen können, bei der Hoftafel ins Tischtuch zu schneuzen.

Der Besuch von Kunst- und Kulturstätten mit dem hochrangigen Gast ist auch heute ein Vehikel der Freundschaft, des Entgegenkommens – wenn auch meist nicht in der Form, die im vergangenen Januar für viel Aufregung sorgte, als man beim Besuch des iranischen Präsidenten Ruhani in den kapitulinischen Museen in Rom freizügige antike Skulpturen hinter blickdichten Sichtschutzwänden, Schränken geradezu, verschwinden ließ, aus – so hieß es – Respekt vor der iranischen Kultur. Man fragte sich zu Recht: Wie viel europäische Kunstgeschichte muss ein Staatsgast aus der Golfregion bei einem Besuch in Europa verkraften?

Ob in ähnlicher Weise um 1700 auf hochrangige Gäste aus anderen Kulturkreisen Rücksicht genommen wurde, bleibt zu bezweifeln. Die Gesandtschaften des Königreichs von Siam beim französischen König Ludwig XIV. etwa aus dem Jahr 1686 zeigen in der Spiegelgalerie von Versailles eine eher deutliche Demonstration westlicher Pracht und Symbolik. Das Beispiel dieser Gesandtschaft – und man könnte weitere nennen – zeigt aber auch, dass sich das Präsentieren der eigenen Schätze nicht in einer musealen Demonstration erschöpft. Kunst und Kunst-Genuss ist in der Frühen Neuzeit vielmehr als eine Herrschaftsgeste ernst zu nehmen.

Im vorliegenden Beitrag wird nach der Rolle und Bedeutung von Kunst auf fürstlichen Reisen im ausgehenden 17. und frühen 18. Jahrhundert gefragt. Aspekte der Kommunikation und Perzeption werden dabei genauer in den Blick genommen. Unter dem ersten Aspekt wird das komplexe Kommunikations- und Transfernetz zwischen den europäischen Höfen kurz erläutert. Denn es wird sehr schnell deutlich, dass wir uns nicht nur auf das Reisen, zumal das fürstliche Reisen beschränken können, weil Fürsten aus bekannten Gründen selten reisten und auch nicht jeder Prinz die Prinzenreise unternahm. Vielmehr sind, um den Vorgang des Reisens zu verstehen, komplementär weitere Transfermedien – Korrespondenzen, Instruktionen – sowie weitere Akteure einzubeziehen: Gesandte, Diplomaten, Künstler, Kunstagenten. Als Rezipient steht aber natürlich der Fürst im Zentrum.

Unter dem Aspekt der Perzeption möchte ich danach fragen, wie Kunst auf den Reisen wahrgenommen wurde. Können wir überhaupt darüber Aussagen treffen? Können wir von Kunst, die man auf einer Reise präsentiert bekommt oder die man selber den Reisenden präsentiert, als Teil einer fürstlichen



Prof. Dr. Eva-Bettina Krems,
Professorin am Institut für Kunstgeschichte,
Universität Münster

Repräsentation – als Herrschaftsgeste – sprechen?

Ich möchte bei diesen Aspekten einen sehr weiten Kunstbegriff walten lassen: Es geht nicht allein um Gemälde, Skulpturen oder architektonische Fassaden im Sinne eines engen Gattungsverständnisses der Kunstgeschichte. Vielmehr sind vom prächtig ausgestatteten Mehrspanner (die heutige Staatskarosse) bis hin zum präziös gestalteten Reliquiar und der Farbe der Wandbespannung weit mehr in den Blick zu nehmen, um eine fürstliche Repräsentation in all ihren Dimensionen zu begreifen – kurzum: das, was im Mundus Christiano-Bavaro-Politicus von 1711 mit „herrlichkeit, Bracht, vnd Magnificenz“ umschrieben wird. Und dieses Spektrum erfüllten sehr viele Objekte am Hof. Im weitesten Sinne geht es bei dem Begriff „Kunst“ also um die Medien einer höfischen Repräsentationskultur. Zudem wird „Genuss“ in „Kunst-Genuss“ im ursprünglichen etymologischen Sinne verstanden: Der Begriff Genuss/genießen hatte ursprünglich eine andere und wesentlich weiter gehende Bedeutung im Sinne von „etwas nutzen“ oder „etwas benutzen“. „Kunst-Genuss“ meint somit vor allem die „Benutzung“ von Kunst.

Im 17. und 18. Jahrhundert waren Fürsten europäischer Höfe oft in besonderer Weise gebildet, sogar ausgebildet: Neben den ritterlichen Exerzitien oder dem Waffenhandwerk gehörten dazu auch die Künste. Es wurde zuweilen explizit darauf verwiesen, dass junge Prinzen auf Reisen die schönen Künste lernen sollten, damit sie zu Hause nicht im Müßiggang und Luxus verkommen. Doch darf es nicht nur bei einer moralischen Kategorie in der Bedeutungszuweisung der Kunst bleiben; vielmehr äußerte sich das Konkurrenzgebaren der europäischen Fürsten und Herrscher zu einem gewichtigen Teil über künstlerische Medien. Im 17. Jahrhundert ist hier nochmals eine Steigerung zu beobachten. Denn die nach dem Westfälischen Frieden zunehmende Intensivierung der zwischenstaatlichen Kommunikation ließ auch die Reichsstände mehr und

mehr teilhaben an der internationalen Politik. Dies verpflichtete geradezu zu einer gesteigerten Repräsentation. Zugleich – und hier kommt die Reise ins Spiel – ist eine enorme Zunahme an Mobilität aufgrund infrastruktureller Verbesserungen zu bemerken, die sich auch in der ständig wachsenden Zahl von Reiseberichten abbildet.

II.

Kommen wir daher zu meinem ersten Punkt: dem dichten Kommunikations- und Transfernetz. Gerade das Reisen der Fürsten und/oder ihrer Gesandten, ihrer Kunstagenten, ihrer Künstler und Architekten belegt die große Bedeutung und Motivation des künstlerischen Austauschs: Kulturtransfer ermöglichte die Information über den Anderen – und damit zumeist über die Konkurrenz. Das Interesse für Entwicklungen an anderen Höfen war nicht nur ein Bedürfnis, sondern eine Notwendigkeit. Reputation war ein enorm wichtiges Kriterium, Kunst war eines ihrer bedeutendsten Ausdrucksmedien. Reiseberichte können darüber Auskunft geben, wobei diese Berichte gerade von Personen, die in politischer Mission unterwegs waren, zu ergänzen sind um die Instruktionen und Korrespondenzen. Ihre Funktion liegt in der Vermittlung von Information, die die Wahrnehmung von Kunst als höfisches Zeichen konditionierte.

Der Augsburger Philipp Hainhofer – Kaufmann, Kunstagent, Nachrichtenkorrespondent und Diplomat – war 1629 nach Dresden gereist und wurde dort von der sächsischen Kurfürstin gefragt, was er bei der Kurfürstin in Bayern und der Erzherzogin in Innsbruck denn „schönes gesehen habe, welche Sie, ohne zweifel, mit rariteten wol weit vebertreffen werden?“ Hainhofer berichtet von den wertvollen „vil tausent thaler werth köstliche und rare recht Fürstliche Sachen“. Er betont vor allem die heiligen Reliquien („reliquias sanctorum“), woraufhin die Kurfürstin erwiderte, dass sie ihm „von reliquiis nichts weisen könnte, dann Sie kaine habe...“.

Der Wettiner Herzog Wilhelm von Sachsen-Weimar sandte 1660 seinen Gesandten nach Wien. Laut Instruktion habe der Gesandte dort „zu besehen, was an der keyser(lichen) burg bishero gebauet, ingleichen die keyser(liche) sowohl des ertzherzogs schatz- und kunst-cammern“, viele weitere Objekte und Bauwerke, so neben dem Landschloss Ebersdorf auch „andere keyser lust- und jagthäuser“. Und schließlich habe sich der Gesandte zu erkundigen, was „vor kunstreiche mahler, trechsler und andere künstler, sowohl bey der röm(isch) keyser(lichen) m(ajestät) als dem ertzherzog sich anitzo befinden, derselben nahmen aufzuzeichnen, und worzu ihre keyser(liche) m(ajestät) sonderbare beliebung ... Was vor schöne gemälde und ob des keyser und ertzherzogs neue contrafait vorhanden.“

Diese beiden Beispiele zeigen, wie groß das Interesse der Fürsten an den kulturellen Vorgängen an anderen Höfen war, gerade wenn sie selbst nicht reisen konnten. Der schwedische Hofarchitekt Nicodemus Tessin vermerkt in einem Brief 1699, dass sein Dienstherr, König Karl XII., alles über den französischen Hof wissen wollte. Tessin korrespondierte auch mit Zar Peter dem Großen, dem er Zeichnungen des Stockholmer Schlosses nach St. Petersburg schickte.

Das wichtigste Medium in diesem Transfer ist jedoch der Kupferstich, der im 17. Jahrhundert einen riesigen Aufschwung erlebte. Der Architekt Leonhard Christoph Sturm geht an seinem ersten Tag in Paris 1699 sofort zu den „Buch- und Kupfer Boutiquen“. Auch

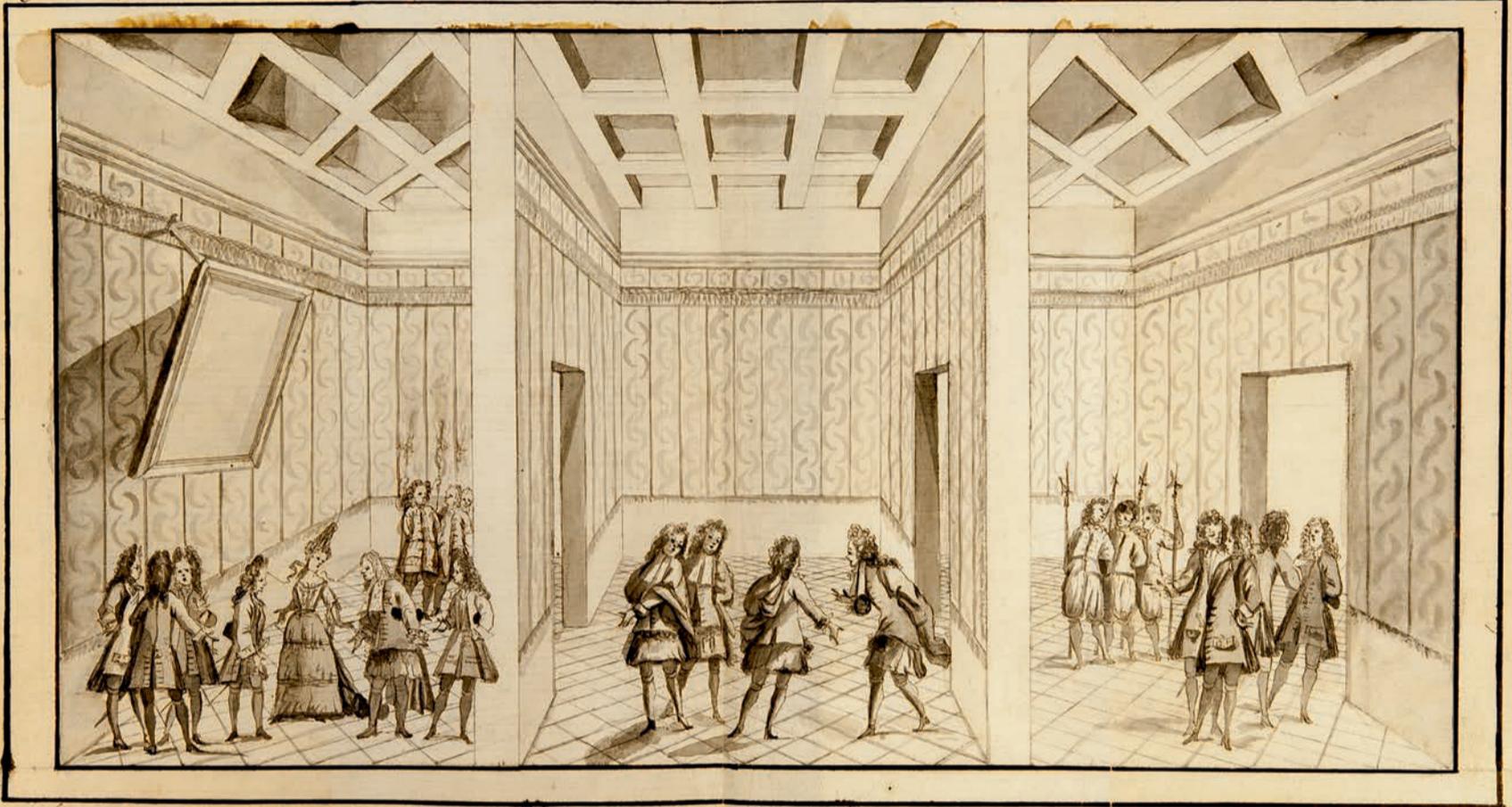
Balthasar Neumann, der Hofarchitekt der Schönborn, ist auf seiner Frankreich-Reise 1723, die er im Auftrag seines Dienstherrn Johann Philipp Franz von Schönborn unternimmt, sehr darum bemüht, sich die neuesten Informationen im Druck zu sichern, er schreibt: „Von Kupfern habe ich schon eine ziemliche Zahl eingekauft“. Er nennt mit Berain und Marot die wichtigsten Künstler, und gibt schließlich noch den aktuellsten Stand wieder: „ich weiß von Hier vndt von versaille nichts sonderliches neyes.“ Schließlich nimmt sich der englische, im Auftrag von Queen Anne Reisende Martin Lister bei seinem Besuch 1698 in Paris und Versailles vor: „In the next place I will Account for what I saw, that seemed to me singular and new in the Improvement of Arts, or wanting in our Country.“ Die Wittelsbacher partizipierten intensiv an dieser dichten Vermittlung von Informationen über kulturelle Neuigkeiten an den europäischen Höfen. Gerade der Kölner Kurfürst Joseph Clemens erweist sich hier als besonders interessiert, etwa wenn ihm der französische Gesandte doch endlich die Pläne von Versailles überlassen sollte.

Das vielfältige Kommunikations- und Transfernetz offenbart sich freilich auch darin, dass es Transferleistungen ebenso in die Gegenrichtung gab, etwa wenn die bayerische Kurfürstin Henriette Adelaide schon sehr früh kleine Madonnen- und Heiligenminiaturen in ihre Heimat Turin schickte oder wenn Max Emanuel seinem Schwager Ferdinando de Medici 1700 ein Selbstbildnis des Malers Vivien für dessen Kabinett in Poggio a Caiano sandte. Der polnische König Jan Sobieski überließ Max Emanuel sogar „Curiositäten“, damit dieser sie seiner Schwester, der Madame la Dauphine, in Frankreich übermittelte. Architekten wurden von den fürstlichen Bauherren nach Italien, Frankreich und Holland geschickt, Stipendien wurden vergeben; es wurde also massiv investiert, um im interhöfischen Wettbewerb mithalten zu können.

Ein weiterer wichtiger Aspekt, nämlich derjenige der Reziprozität, sei bei dieser Informationsbeschaffung nicht vergessen: Wenn Johann Philipp Franz von Schönborn 1723 seinen Architekten Balthasar Neumann nach Paris schickt oder die Wittelsbacher Kurfürstinwitwe Maria Anna 1652 ihren Minister Graf Kurz zur Brauteinholung nach Turin beordert (es handelt sich um Henriette Adelaide), dann ermöglichten diese Reisen nicht allein die Information über den anderen Hof oder die Adelspalais, das dortige Kunstgeschehen, die dort herrschenden Standards. Vielmehr wird die Art der Darstellung fremder Höfe zum Spiegel der eigenen Situation und Stellung: Sie dient zur Selbstvergewisserung der eigenen Reputation innerhalb des engmaschigen und konkurrenzgesättigten kulturellen Beziehungsnetzes und schließlich auch zur Demonstration eigener Aspirationen im europäischen Staatensystem – gerade das ist für die Reise Karl Albrechts im Jahre 1715 ein wichtiger Aspekt gewesen, wobei es hier sogar um eine regelrechte „Imagekorrektur“ nach der Restitution, der Rückkehr des Kurfürsten Max Emanuels aus dem Exil nach Kurbayern ging.

Die Verpflichtung zu einer gesteigerten Repräsentation betraf somit gleichermaßen das Reisen. Dabei ist zu unterscheiden zwischen der Aufnahme von Reisenden am eigenen Hof und dem Reisen selbst. Der Mundus vermerkt zur Aufnahme von Reisenden „von Condition“: „Bey dennen ausländern khan ein hoher / Potentat seine herrlichkeit, Bracht, / vnd Magnificenz sechen lassen, / da Er die frembte Passagiers vnd / durchraiseute von Condition in obacht / ziechet, selben seinen

La Ser.^{ma} Gran Principessa, nell'occasione che riceve la visita del Gran Duca, gli presenta il Ser.^{mo} Principe Elettor.^{lo}



figlia 70

© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68550 Bastian Krack

Der reisende Kurprinz wurde in Florenz dem Großherzog Cosimo III. de' Medici vorgestellt. Diese Zeichnung hielt das Ereignis vom 14. Juni 1716 im Bild fest.

Reichthomb / zaiget, oder Ihnen sonderbare Ehren / anthuen lasset.“ Der Mundus betont aber auch die Wichtigkeit der Aussendung der eigenen Familienmitglieder, insbesondere der Prinzen: „Item khombt ein / Fürst bey denen ausländern in ansehen, / da Er seiner Prinzen „Einen“ mit / schennem gewolckh vnd herrlichen Pracht / frembte Länder zubesichtigen abschicket.“

Diese mit zeitgenössischen Topoi verklärten Worte machen deutlich: Man will im internationalen Konzert auf höchstem Niveau mitspielen, nicht ungehört bleiben, nicht unsichtbar werden. Die Verpflichtung zur Übermittlung und Vergewisserung der eigenen Reputation gilt auch für die andere, etwa die französische Seite: Die Berichte der französischen Gesandten über die Höfe im Reich sind aufgrund ihrer Informationspolitik und ihrer Wahrnehmungspolitiken ein wichtiger Quellenfundus. Sie beinhalten zwar nur sporadisch konkrete Äußerungen zur Kunst, zu Bau- oder Ausstattungsprojekten – eloquent werden sie hinsichtlich der Raumfolgen im Schloss nur, wenn das Zeremoniell verletzt oder aber den Gesandten eine besondere Ehrerweisung zugebilligt wurde; dennoch

sind die Berichte zweifellos ein Indikator dafür, dass es eine mündliche Ebene gegeben haben muss. So notiert der französische Gesandte am Wittelsbacher Hof, Denis de la Haye, in seinen relations an Ludwig XIV. im Februar 1681, der bayerische Kammerherr, Conte Nogarola sei angekommen. Er, de la Haye, könne Seiner Majestät gar nicht angemessen übermitteln, „de quelle manière agréable il a parlé a M. l'Electeur devant tout le monde des honnestetez et bontez qu'il a receu d'elle, de sa grandeur, de sa liberalité, des beautez de Versailles, de la magnificence de sa Cour, et des honneurs qu'il a receu.“

Ein eng verzweigtes Kommunikationsnetz wird transparent. Kaum nur über Kupferstiche oder Zeichnungen, über Berichte von Architekten und Künstlern, sondern vor allem auch über diesen im politisch-gesellschaftlichen höfischen Rahmen stattfindenden mündlichen Austausch wird ein Bild etwa des französischen Hofes in Versailles oder des kaiserlichen Hofes in Wien entworfen. Es operiert zwar in der schriftlichen Berichterstattung mit den gewohnten Schlagworten der beauté, der magnificence und der grandeur, es

wird aber weitere Präzisierungen in den mündlichen Berichten gefunden haben. Gerade bei den Wittelsbachern mögen diese Berichte den Kurfürsten Max Emanuel angeregt haben, seinen Architekten Enrico Zuccalli 1684 nach Paris zu schicken.

Gesandte, in diesem Fall französische Gesandte, sind also nicht allein Vermittler, sondern auch Multiplikatoren dieses diskursiv geformten Bildes vom französischen Hof an den Höfen der Kurfürsten im Reich. Der Bericht über den eigenen Hof wird Teil der Politik gewesen sein, denn sonst hätten sich die envoyés nicht bemüht gefühlt, dies in ihren relations zu vermerken, etwa wie der Glanz des französischen Hofes erstrahle, aber auch der ganz konkrete Verweis darauf, wie die Produktion von Teppichen floriere. Die Rolle der Diplomaten ist auch hier nicht zu unterschätzen; es sei nur auf den französischen Gesandten Vitry am Wittelsbacher Hof verwiesen, der 1674, nach dem Brand der Münchner Residenz, der Kurfürstin Henriette Adelaide sofort anbot, die zerstörten, noch aus savoyischem Besitz stammenden Teppiche durch wertvolle Geschenke, nämlich französische Teppiche, zu ersetzen – ein großzügiges Ange-

bot, das mehr als nur Anteilnahme an den schrecklichen Geschehnissen gewesen war. Diese Aspekte unterstreichen die Bedeutung von Kunst und Kulturtransfer auf der politisch-sozialen Ebene.

III.

Kommen wir zu meinem zweiten Punkt, der freilich hier schon immer wieder angeklungen ist: Die Frage nach der Perzeption – wie wurde Kunst vor allem auf den Reisen wahrgenommen? Was vermitteln Reiseberichte und Korrespondenzen? Worauf legen Instruktionen Wert? Zunächst ein Blick allgemein auf Reiseberichte. Kaum jemand war so ehrlich wie die Engländerin Lady Wortly Montagu, die 1718, gerade aus Genua gekommen, zum Palazzo Reale in Turin formulierte, sie finde ihn zwar „very handsome“, „but I have lately seen such perfection of architecture, I did not give much of my attention to these pieces“. Ein anderer Reisender gab 1719 vor, er wolle sich nicht lange mit der „Beschreibung der Gebäude nach den Regeln der Bau=Kunst“ aufhalten, weil die Kenner ohnehin die Stiche der Bauten konsultieren würden, „welche ihnen in einem Augenblick

mehr vorstellen, als die weitläufigste Beschreibung ihnen erklären wird“; die Unkundigen andererseits, so heißt es weiter, würden durch die Beschreibungen auch nicht klüger werden. Die eben schon erwähnte Lady Montagu bemerkte in der Galerie des Glaces in Versailles, deren Decke ihr ausgesprochen missfiel („disgusting“), sie wolle auf die Beschreibung derselben verzichten, man könne es ja nachlesen bei den französischen Autoren – mit dem süffisanten Nachsatz: „that have been paid for these descriptions“.

Architektonische Spezifika werden zumeist auf griffige Schlagworte wie „Größe“ oder „Weitläufigkeit“ reduziert, Topoi, die dennoch ernst genommen werden sollten, weil sie ein Erwartungsmuster preisgeben. Als etwa der Engländer Veryard in den frühen 1680er Jah-

Es geht nicht allein um die künstlerischen Objekte, sondern um die Wahrnehmung und Bedeutung der Objekte im Rahmen von symbolischen Handlungen in bestimmten Räumen.

ren durch Europa reiste, belegte er seine Eindrücke nahezu immer mit denselben Kriterien, so in Rom: „The Vatican is Large, Commodious, and Richly Adorn'd“, was sich beim Quirinalspalast nur unwesentlich wandelt: „the Palace and its Apartments are majestic, commodious, and richly adorn'd.“ Pierre de Bretagne beschrieb 1722 das Innere des Wittelsbacher Schlosses Dachau kaum anders: „Les appartements de ce Palais, sont d'une belle distribution, ceux des Princes sont grands, magnifiques, & richement meublés.“

Obschon es viele Hinweise auf das große Interesse an den jeweiligen Bauten gibt, enthalten Beschreibungen von Schlössern eher selten eine genaue Erläuterung der Architektur, vielmehr sind die Quellen hinsichtlich ihrer Urteile und Bewertungen von Architektur eher schweigsam. Es bleibt bei den Topoi; diejenigen Autoren, die ästhetisch geschult waren, konnten durchaus die Topoi anwenden, die in architekturtheoretischen Schriften oder auch in populärerer Form vorlagen. Hier wäre jemand wie Baron Karl Ludwig von Pöllnitz zu nennen: Seine nicht selten klugen Beobachtungen der Einzelformen sind angereichert mit einem topischen komparatistischen Vokabular, welches einer genaueren Analyse jedoch nicht standhält, vielleicht auch nicht standhalten soll. In diesen schriftlichen Zeugnissen gab es zudem eine implizite Auswahl in der Wahrnehmung von Objekten. Das ist wichtig hinsichtlich der Frage, welchen Stellenwert künstlerisch-architektonische Aspekte hatten, ob sie eine Rolle spielten, ob sie registriert wurden und wie sie registriert wurden.

Denn Architektur und ihre Ausstattung nahm keineswegs einen der ersten Plätze in den Beschreibungen und Kommentaren ein. Es waren vielmehr vor allem Kutschen und die Ausstattung der Appartements mittels Möbel, die im 17. und 18. Jahrhundert zu Status- und Distinktionsobjekten wurden. Mit diesen Objekten konnte der (womöglich gerade neu erworbene) Stand nach außen demonstriert werden; so schrieb der bayerische Gesandte aus Madrid im Oktober 1694 an den bayerischen Residenten am kaiserlichen Hof zu Wien etwas süffisant über den „Baron von Berlips“, der gerade Minister des polnischen Königs in Madrid geworden war:

„Sa maison est très magnifiquement meublée et son Carosse principal lui a coûté mille pistoles; je vous laisse juger le reste.“

Um die Rolle der Architektur im Rahmen der höfischen Repräsentation zu ermitteln, hilft auch ein Blick auf die Berichte der politischen Gesandten. Wenn diese sich für Zeichen der höfischen Magnifizienz interessierten (und dies in ihren Berichten festhielten), standen eher selten die Bauten im Mittelpunkt. Gerade die Savoyischen Gesandten am Münchner Hof waren sehr viel aufmerksamer, wenn es um die Jagd oder allgemein um Feste ging, um Karnevals- und Geburtstagsfeierlichkeiten, von denen sie in ihren relazioni ausführlich bis in die Details berichteten, vor allem wenn es sich um das Fest der Wirtschaft handelte: es sei „tanto famosa e celebre in tutte le Corti di Germania“. Es bestand offenbar ein großes Interesse an diesen Berichten seitens der Empfänger – gerade Turin war freilich eine Dynastie, die Festlichkeiten ebenfalls sehr stark in den Mittelpunkt ihrer Repräsentationskultur gerückt hat. Doch meistens waren die ausländischen Fürsten selbst nicht anwesend – dann fungierten die Berichte ihrer Gesandten umso mehr als anschauliches Surrogat, gelegentlich ergänzt durch graphische Darstellungen.

IV.

Richten wir schließlich den Blick noch einmal explizit auf die reisenden Fürsten beziehungsweise diejenigen, die in ihrem Auftrag reisten, denn es gibt einen deutlichen Unterschied zu den Reisenden, die als „Touristen“ unterwegs waren. Die Wahrnehmung von Kunst und Architektur wird bei den Reisen mit politischer Mission deutlich von zeremoniellen Reglements überlagert. Die Beobachtungen zeremonieller Modalitäten mischen sich mit denjenigen von Details und Elementen der Ausstattung der Schlösser und Paläste. Eine derartige Mischung ist in sehr vielen zeitgenössischen Berichten festzustellen, was für ein Verständnis von Architektur- und Raumwahrnehmung im höfischen Kontext von größter Wichtigkeit ist.

So verdeutlicht der Bericht über die Reise des polnischen Kronprinzen Wladyslaw Wasa durch Westeuropa 1624/25 ein dem Zweck der Reise entsprechendes großes Interesse an zeremoniellen Details. Selbst Philipp Hainhofers Münchner Reisebeschreibungen von 1611 und den darauffolgenden Jahren bezeugen neben seiner großen Faszination für kuriose und materiell wertvolle künstlerische Objekte seine Einbindung in zeremonielle Bedingtheiten, die auch seine Wahrnehmung steuerten. Und wenn Kurfürstin Sophie von Hannover bei ihrem Besuch in Frankreich 1679 neben den Gewändern und Juwelen dem Empfangszeremoniell mehr Aufmerksamkeit schenkt als der Architektur von Versailles, so sollte dies nicht weiter verwundern angesichts der großen Bedeutung von Rangreglements und Präzedenzstreitigkeiten.

Das Objekt wurde demnach nicht nur als kunstvoll gestaltetes Ausstattungsstück beachtet, sondern vor allem auch hinsichtlich seiner zeremoniellen Funktion, seiner Einbindung in zeremonielle Reglements. So widmet Friedrich Carl Moser im VII. Buch seines Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenen zweibändigen Teutschen Hof-Rechts, das „Von den Gebäuden des Hofes“ handelt, den Möbeln ein ganzes Kapitel, während die „Bekleidung und Puz der Zimmer insbesondere an den Wänden“ nur als letzter, sehr knapp gehaltener Abschnitt im Anhang des Kapitels „Von den Zimmern bey Hof“ erscheint. Möbel sind nicht allein Distinktionsobjek-

te, sondern spielten auch im Zeremoniell eine enorm wichtige Rolle.

Es ist also nicht allein ein Topos, wenn der kurbayerische Gesandte Graf Kurz bei seinem Aufenthalt in Turin im November 1651 nach München berichtet, dass man auch einem römischen Kaiser nicht mehr Respekt hätte erweisen können als ihm: Die ungeheure Pracht etwa des Bettes, „yber und yber mit gold gestickht“, in welchem er im Palazzo Agliè übernachtete, formiert sich als ein wichtiges Zeichen dieser Ehrerweisung. Er fühlte sich „königlich traktiert“.

Insgesamt ist dieser Bericht des Grafen Kurz von der Reise nach Turin zur Brauteinholung ausgesprochen beredt, was die Interdependenz von künstlerischem Objekt und Zeremoniell anbelangt: Die Anzahl der Vorzimmer und vor allem auch ihre Ausstattung werden zumeist genau registriert, so in Brescia, wo Kurz beim Capitan Grande Marin Trepoli sogar fünf Vorzimmer vorfand, dessen Palast „überauß groß / prächtig / die Stiegen von lauter Marmelsteinenen Staffeln gemacht / mit einer grossen Corps de Garde in Waffen verwahrt worden / ist er der Capitan Grande mir von 5 AntiCamere (deren die erste mit Gemählden geziert / die anderen zwey mit guldenen Leder / die vierdte mit rothem Damast / die fünffte mit Niederländischer Tapezerey außgezogen) bis in die dritte entgegen kommen / und hat mich mit (Excellenz) tractirt, aber weil ich nur priuat Audienz begehrt / und derselbe die Republic zu Venedig repräsentirt, die rechte Hand genommen / nach der Audienz mich bis an die Stiegen begleitet.“ Es zeigt sich, wie wichtig das Appartement und seine Ausstattung in der zeitgenössischen Wahrnehmung war, auch hinsichtlich der jeweiligen Repräsentation und damit der eigenen Reputation. Bemerkungen über die bauliche Gestalt eines Palazzo oder Schlosses sind hingegen ausgesprochen selten. Und schließlich wird wiederum deutlich, dass der soziale und politisch brisante Aspekt – man vergleiche die häufige Erwähnung der Anzahl der Vorzimmer und das zeremonielle Geschehen ebendort – vom künstlerischen, von der Repräsentation der Magnifizienz des jeweiligen Fürsten nicht zu trennen ist. Auch die Briefe der Kurfürstin Henriette Adelaide aus München an ihre Verwandten in Turin beschreiben eher das Zeremoniell als die künstlerische Ausstattung.

Das explizite Zeigen oder Weisen von Kunst, von Bauwerken und Gärten, spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle – nämlich als ein Zeichen der Ehrerweisung; so berichtet der sächsische Prinz Friedrich August seinem Vater aus Frankreich im Juni 1687: „Dinstages bin ich bey Monsieur und Madame zu St. Clou gewehßen welcher mir gar viel ehre angethan er ist auch so güttig gewehßen und über alle mit mir herum gangen und sein richessen gewissen.“ Umgekehrt merkt man Max Emanuel im Jahre 1709 seine Enttäuschung beim Besuch in Versailles an: Aufgrund der Reichsacht war er gezwungenermaßen inkognito im Schloss, versucht aber diese prekäre Situation durch die Schilderung der gleichsam außerzeremoniellen zuvorkommenden Haltung des Königs zu kompensieren, wie er seiner Frau schreibt. Zusammenfassend hält Max Emanuel in dem Brief fest, ihm sei es sehr tröstlich gewesen, dass ihm die gleiche zeremonielle Aufnahme zuteil geworden sei, wie wenn er noch Kurfürst von Bayern gewesen wäre. So berichtet auch Liselotte von der Pfalz über dieselbe Begebenheit: „Ob I. L. [Ihrer Liebden] zwar incognito sein, so hatt ihn sich unßer könig neben sich in den rollwagen gesetzt, wie er I. L. den garten gewießen.“

V.

Mit diesem engen Konnex zwischen Zeremoniell und künstlerischer Ausstattung – dem „Weisen“ und Zeigen derselben – sind wir beim letzten Punkt angelangt, der Frage nach der Herrschaftsgeste. Kunstbetrachtung oder Kunstgenuss ist in einem höfischen Umfeld – dem Schloss oder der Residenz – immer ein sozialer Akt, zumindest für diejenigen, die in einer politischen Mission reisten, ob Diplomaten, Prinzen oder, seltener, die Fürsten selbst. Die „normalen“ Touristen, die die europäischen Residenzen und Lustschlösser nicht in offizieller Mission, sondern als Sehenswürdigkeiten besuchten, haben kurioserweise unter Umständen viel mehr gesehen als so mancher Fürst oder Gesandte. Sie bewegten sich außerhalb des Zeremoniells und konnten somit die Räume fast wie in einem Museum durchschreiten.

Das Zeremoniell fungierte als architektonisch-soziales Filtersystem. Im Rahmen eines zeremoniellen Besuchs war ein Großteil der Raumausstattung und damit ein beträchtlicher Teil fürstlicher Repräsentation nur für wenige Augen bestimmt. Für die hochrangigen Besucher wie Prinzen und Könige oder auch ihre Gesandten heißt das, dass mit der reglementierten Zugangsberechtigung eine Bestätigung ihrer sozialen Stellung einherging. Der Zugang zu den innersten Räumen eines fürstlichen Appartements war auf ganz wenige Personen beschränkt, wobei jedoch genau hier die wertvollsten Kunstwerke zu finden waren, wie etwa das Beispiel der Reichen Zimmer in der Münchner Residenz, das Appartement Karl Albrechts, zeigt.

Für das Verständnis von Reiseberichten der Gesandten, Prinzen oder Fürsten ist es essentiell, die Raumfolgen im Schloss als Grenzbestimmungen sozialer Distinktion zu definieren. Die Raumfolge spiegelt zugleich den Rang des jeweiligen Besuchers. Von Raum zu Raum nahm die Kostbarkeit der Möbel zu, mit einem Höhepunkt im Audienzzimmer. Das Zugangsrecht zum Fürsten war schließlich ein wichtiges Indiz für die gesellschaftliche Stellung des Besuchers, für seine Teilnahme an der höfischen Interaktion. Diese Zulassung konnte als weitere, quasi informelle Steigerung noch die hinter dem Audienzzimmer befindlichen Räume einschließen. Die Raumfolgen, die als Regulatoren von Distinktion das Innenleben von Schlössern strukturieren, sind somit Schnittstellen zwischen der soziopolitischen, rituellen und künstlerischen Ebene. Das Zeremoniell ist ein gleichermaßen Personen und Objekte sowie den Raum involvierendes Zeichensystem. Denn am „Splendor“ und der „grosseren Ehr“ des Hofes haben insbesondere in reichsfürstlichen Schlössern die jeweils zugangsberechtigten Personengruppen wesentlichen Anteil; das verdeutlichen Wortlaute aus Kammerordnungen.

Reiseberichte gerade von Fürsten sind mit dieser Brille zu lesen: Es geht nicht allein um die künstlerischen Objekte, sondern um die Wahrnehmung und Bedeutung der Objekte im Rahmen von symbolischen Handlungen in bestimmten Räumen. Die Rezeption der hochrangigen künstlerischen Erzeugnisse war mit dieser sozialen Aufladung eng verbunden. Mich überrascht es daher nicht, dass wir aus den Reiseberichten über die wirklich wertvollen Objekte nicht viel erfahren: Sie waren zumindest in reichsfürstlichen Schlössern Teil eines Arkanums in den innersten Zimmern des Appartements. □

Barocke Tanzkultur im Kontext von Karl Albrechts Italienreise

Carola Finkel

In der Renaissance war Italien tonangebend in allen Künsten, was auch für den Tanz galt. Im Barock dagegen wurde Frankreich zum Mittelpunkt. Unter Ludwig XIV. bildete sich ein neuer Tanzstil heraus, der sich in ganz Europa verbreitete. Tanzchoreographien, Theorieschriften und andere zeitgenössische Quellen haben sich zahlreich in Frankreich, England und dem deutschsprachigen Raum erhalten und vermitteln uns ein umfassendes Bild von der dortigen Tanzkultur. Anders sieht es dagegen in Italien aus, wo die Quellenlage im Vergleich eher spärlich ist. So lag es nah, die Tagebücher und Briefe von Karl Albrechts erster Reise nach Italien auszuwerten; ergänzend wurden Quellen zu späteren Italienreisen des Kurprinzen herangezogen. Verraten sie etwas darüber, wo und was man getanzt hat? War auch der italienische Tanz inzwischen durch Frankreich beeinflusst oder pflegte man eine eigenständige Tanzkultur? Neben dem Fokus auf Italien werden auch München und die deutschsprachigen Reisestationen in die Betrachtung einbezogen.

I.

Ist von barocker Tanzkultur die Rede, dann meint dies eine höfische, adlige Tanzkultur. Im Bürgertum entwickelte sie sich erst im Laufe des 18. Jahrhunderts. In keiner anderen Epoche spielte der Tanz eine so große und wichtige Rolle wie im Barock. Der Dramatiker Molière schrieb: „Nichts ist für den Mensch wesentlicher als der Tanz.“ Tanz diente der Unterhaltung der höfischen Gesellschaft, sowohl auf der Bühne als auch im Ballsaal. Er war aber vor allem integraler Bestandteil der höfischen Selbstdarstellung und Repräsentation. Wer tanzen konnte, der zeigte, dass er sich auch in anderen Bereichen auf dem gesellschaftlichen Parkett sicher bewegen konnte. Und so gehörte Tanzen neben Reiten und Fechten zu der Grundausbildung eines Adligen.

Üblicherweise fand die Prinzenziehung am Hof statt. Daneben gab es aber auch die Ritterakademien oder Adelskollegien im In- und Ausland, wo man seine Söhne hinschicken konnte. Auch Karl Albrecht besuchte während seiner Italienreise 1716 zwei dieser Kollegien, und zwar in Neapel und Parma. Allerdings war er dort nicht als Schüler, sondern als Ehrengast, dem die jungen Adligen vorführten, was sie gelernt hatten. Bei seiner dritten Reise nach Italien 1722 besichtigte der Prinz außerdem die Akademie in Siena, in der es ebenfalls eine Vorführung für ihn gab. Der Kurprinz sah unter anderem Darbietungen zu Tanzen, Fechten, Voltigieren, Fremdsprachen, militärische Exerziten sowie Fahnschwingen.

Während Letzteres ein italienisches Brauchtum war, war der Rest Disziplinen, die zum Bildungskanon eines deutschen Adligen gehörten. Bei der Auflistung in den einzelnen Diarien steht der Tanz nicht ohne Zufall an vorderster Stelle. Karl Albrecht hatte wie allgemein üblich von Kindesbeinen an Tanzunterricht, und zwar mehrmals die Woche; während des Exils bei Ferdinand le Comte, in München dann bei Pierre Dubreil. Der häufige Unterricht war notwendig, da die Tänze der Zeit tech-



Dr. Carola Finkel, Dozentin für Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst, Frankfurt am Main

nisch hoch anspruchsvoll waren, denn sie bestanden aus komplizierten Schritten und Raumwegen – im Barocktanz liegt der Ursprung des klassischen Balletts. Der Tanzmeister lehrte aber nicht nur das Tanzen, sondern auch Körperbeherrschung und die komplexe höfische Etikette. Auf seiner Reise durch Italien konnte der Kurprinz zeigen, dass er all dies perfekt beherrschte.

Getanzt wurde in erster Linie natürlich auf Bällen, aber Tanz war im 17. und 18. Jahrhundert auch wesentlicher Bestandteil von Bühnenwerken. Karl Albrecht ging während seines Aufenthaltes in Italien häufig in die Oper, besuchte aber auch das Sprechtheater. Als Vorgeschmack auf Italien wurde am 13. Dezember 1715 in Innsbruck eine italienische Burlesca aufgeführt, bei der laut Reisetagebuch „verschiedene Tanzarten untermischt waren“. Am Hof von Modena wurde am 16. März 1716 vor dem Ball eine Oper dargeboten, die von den Prinzen und Prinzessinnen selbst sowie zwei Höflingen präsentiert wurden. Weitere Darsteller sangen und tanzten. Dass der Adel selbst auf der Bühne stand, wurde unter Ludwig XIV. etabliert, der in seinen Hofballetten die Hauptrolle tanzte. Dies ahmte man an den anderen europäischen Höfen nach und zwar noch lange, nachdem in Versailles schon längst professionelle Tänzer und Schauspieler auf der Bühne standen. Und so eben auch in Modena 1716. Auch am Münchner Hof war es üblich, bei Opern und Schauspielen mitzuwirken. Kurfürst Max Emanuel, der Vater Karl Albrechts, trat schon mit sechseinhalb Jahren zum ersten Mal als Tänzer öffentlich auf, und auch seine Söhne eiferten ihm nach, wie man in zeitgenössischen Libretti sehen kann.

Dass in der italienischen Oper getanzt wurde, und zwar am Ende der einzelnen Akte, verraten ebenfalls die Libretti. Die vier Reisediarien berichten nichts darüber; es reichte festzuhalten, dass der Prinz in der Oper war – dass dort gesungen und getanzt wurde, war selbstverständlich und musste deshalb

nicht erwähnt werden. Umso bemerkenswerter ist das private Reisetagebuch Karl Albrechts, das er geführt hat, als er mit seiner Gattin 1737 in Italien war. Er berichtete darin mehrmals von Opern, die er besucht hat und äußerte sich fachmännisch zum Tanzgeschehen auf der Bühne. So lobte er in Padua eine Tänzerin namens St. George, dass sie sehr anmutig und auch flink tanzen konnte. Leider frönte sie aber dem italienischen Stil, Sprünge zu hoch auszuführen. In Venedig äußerte sich Karl Albrecht wohlwollend über den berühmten Tänzer Grossatesta, während der restliche Tanz aus einem regelrechten Durcheinander bestand, woran seiner Meinung nach die extravaganten und lächerlichen Sprünge schuld gewesen seien.

Während die Diarien relativ wenig zum Tanz auf der Bühne sagen, verraten sie umso mehr zum Tanz im Ballsaal. Während der 271 Tage dauernden Reise war der Kurprinz nachweislich auf 66 Bällen zu Gast. Vermutlich hat er aber noch viel mehr getanzt, und zwar auf Abendgesellschaften, wo neben Konversation, Musik und Spiel auch Tanz üblich war, was in Reisebriefen angedeutet ist. Bei so zahlreichen Tanzveranstaltungen, die der Prinz auf seiner Reise besucht hat, kommen mehrere Fragen auf: Wann hat man getanzt, wo wurde getanzt und wie beziehungsweise was wurde getanzt?

Die Bälle, die Karl Albrecht besuchte, waren nicht an bestimmte Tage gebunden, sondern konnten an jedem Tag der Woche stattfinden. Allerdings gab es längere Zeiträume, in denen nicht getanzt wurde – theoretisch zumindest. Es handelt sich um die „verbotene Zeit“, und zwar die Advents- und die Passionszeit. In der katholischen Kirche waren dies Buß- und Fastenzeiten, in denen keine öffentlichen Lustbarkeiten, also auch keine Bälle, stattfinden durften. Dieses Verbot schloss sogar Hochzeitsfeiern ein. Auch im privaten Rahmen sollte man sich diesbezüglich zurücknehmen. Karl Albrechts Reise begann am Anfang der Adventszeit und führte ihn zunächst nach Innsbruck und Salzburg. In Salzburg war er zudem Gast des Fürsterzbischofs. Die Tagebücher verraten, dass es fast täglich musikalische Aufführungen und Bälle gab – von Buße und Besinnlichkeit keine Spur. Anders war es hingegen in Venedig, hier wurde die verbotene Zeit eingehalten. Faschingsdienstag war die letzte Möglichkeit, Bälle und Opern zu besuchen; mit Beginn der Fastenzeit war die Saison hierfür erst einmal vorbei. Auch im privaten Rahmen wurde offensichtlich nicht getanzt, denn aus den Tagebüchern geht hervor, dass Karl Albrecht nun dagegen häufiger ins Konzert ging.

Interessanterweise wurde das Tanzverbot in den anderen italienischen Städten, in denen der Kurprinz auf dem Weg nach Rom Halt machte, lascher gehandhabt. So fanden zum Beispiel in Modena und Bologna Hausbälle statt (am 22. März mit immerhin 300 Gästen) und auch die Oper in Bologna wurde bespielt.

In der Heiligen Stadt wiederum herrschten strenge Sitten. Papst Clemens XI. scheint dort das Tanzverbot sogar ausgeweitet zu haben, denn Karl Albrechts Kammerherr Santini schreibt in seinem Brief von Karsamstag, dem letzten Tag der Passionszeit, dass der Marquis Gabrielli ein Fest plant, es aber „nicht sicher sei, ob der Papst das Tanzen erlaubt, wie die Damen es wünschen“. Dieses Fest fand am Mittwoch nach Ostern statt; wie sich herausstellt ohne Tanz. Denn drei Tage später, am 18. April 1716, also eine Woche nach Ende der Passionszeit, beklagte sich Karl Albrecht in einem Brief an seinen

Vater, dass es keine Bälle in Rom gäbe, da der Papst es nicht mag, wenn man tanzt. Erst am 26. April findet man in den Diarien eine Notiz, dass der Kurprinz an einem kleinen, spontanen Hausball teilnahm. Bei seiner Italienreise 1722 hingegen verhielt es sich in Rom ganz anders, denn gleich am Ostersonntag, so als wolle man das Ende der Fastenzeit feiern, gab es in der Casa Bolognetti einen Ball, bei dem der Prinz bis in die frühen Morgenstunden tanzte.

Die Bälle fanden immer abends statt. Häufig ging ihnen ein Abendessen voraus, die Diarien vermerken aber auch, dass erst nach dem Ball ein Nachtmahl zu sich genommen wurde, dann aber oft zu Hause und nicht mehr beim Gastgeber. Auch besuchte man vor dem Ball gerne die Oper oder eine Schauspielaufführung. In Innsbruck zum Beispiel ging man am 12. Dezember 1715 abends um halb sechs in die Oper und nahm um zehn Uhr das Abendessen ein (Opernaufführungen dauerten im Barock durchaus fünf Stunden oder länger). Dem Essen schloss sich ein Ball an, der bis etwa fünf Uhr morgens dauerte. Nur zweimal ist in den Diarien davon die Rede, dass schon nachmittags getanzt wurde, woran sich dann abends ein zweiter Ball anschloss.

II.

Bis auf eine einzige Ausnahme, die später relevant wird, handelt es sich bei den knapp 70 erwähnten Bällen um Hofbälle beziehungsweise um Bälle, die von Adligen oder im Falle Livornos von einem hochrangigen Bürger veranstaltet wurden und dementsprechend eine geschlossene Gesellschaft bildeten. War Karl Albrecht mehrere Tage in einer Stadt, war er in der Regel in verschiedenen Häusern zu Gast, denn natürlich war jeder daran interessiert, einen solchen prominenten Gast zu beherbergen, steigerte es doch das eigene Renommee. Dass die jeweiligen Gastgeber, bei denen Karl Albrecht logierte, einen Ball ausrichteten, war fast selbstverständlich. Über viele Bälle gibt es keine Details in

Während es große Bälle mit 300 Anwesenden gab, fanden aber auch durchaus kleine Hausbälle statt.

den Tagebüchern oder sie vermerken, es war ein „gewöhnlicher“, also normaler Ball. Bei vier Bällen aber wird explizit beschrieben, dass sie Karl Albrecht zu Ehren gegeben wurden. In Vicenza beim Conte Porto wurden deshalb die Wandleuchter mit dem bayerischen Wappen dekoriert. Zwei Tage später in Padua waren die Wände des Treppenhauses und des Ballsaales im Palazzo Commono mit vier großen bayrischen Wappen behängt, und das Gleiche galt auch für einen Ball in Venedig. Während es große Bälle mit 300 Anwesenden gab, fanden aber auch durchaus kleine Hausbälle statt. So tanzte man beim Herzog von Modena nur zu acht im engen Kreis der Familie. Auch scheinen die kleinen Bälle oft eher spontan gewesen zu sein. So ließ der Conte Bolognetti kurzfristig Musiker aus der Stadt in sein Landhaus kommen, um dem Prinz und den anwesenden Damen einen einstündigen Tanzabend zu ermöglichen.

Auf drei Bälle soll näher eingegangen werden, da sie für den Prinzen etwas Besonderes waren, wie auch den Diarien und Briefen zu entnehmen ist. Anhand dieser Beispiele kann man auch sehen, wie aufwendig diese Festkultur betrieben wurde. Der erste Ball fand am Faschingsdienstag in Venedig statt und



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68562 Bastian Krack

Das Pferderennen (Palio dei cocchi) im Rahmen des Festes zu Ehren des hl. Johannes d. Täuflers auf der Piazza Santa Maria Novella in Florenz war ebenfalls ein gesellschaftliches Großereignis während der Prinzenreise.

zwar im Teatro San Giovanni Grisostomo. Dem Ball ging eine Opernaufführung voraus, die der Kurprinz allerdings ausließ, um stattdessen in Frauenkleidung ins Kaffeehaus und ins Ridotto, dem Casino, zu gehen. Zum Ball ging der Prinz dagegen unmaskiert. Er begann mit einer fürstlichen Tafel in den Logen, wofür man dort extra die Seitenwände entfernt hatte. Auf der prächtig verzierten und beleuchteten Bühne war der Musenberg Parnass zu sehen, auf dem verkleidete Musiker und Sänger eine Serenade erklingen ließen. Nach dem Essen begab man sich in das von Stühlen leereräumte Parterre, wo der Ball stattfand. Die Logen waren mit unzähligen Zuschauern gefüllt, und der Ball ging bis morgens um sechs.

Karl Albrechts Reisebegleiter Graf Preysing beschreibt den Abend als königliches Fest und auch der Prinz war von der großartigen Atmosphäre sehr angetan. Nicht nur der letzte Abend der Karnevalssaison war etwas Besonderes, sondern auch Karl Albrechts letzter Abend auf italienischem Boden. In Verona, wo er zu Gast bei dem Dichter und Gelehrten Scipione Maffei war, veranstaltete dieser dem Kurprinzen zu Ehren einen Ball im antiken Amphitheater. Links vom Eingang war eine große

Bühne errichtet, auf der zunächst eine „sehr schöne Komödie“ präsentiert wurde, der eine Serenade folgte und von wo schließlich die Musik zum Ball erklang. Gegenüber der Bühne gab es im Halbkreis überdachte Sitzplätze für die Damen. Dazwischen war der Tanzboden errichtet, und das Ganze wurde stimmungsvoll illuminiert. Die Ränge waren mit über 3.000 Zuschauern besetzt. Das Fest endete kurz nach Mitternacht, da bereits für fünf Uhr die Abreise des Prinzen geplant war.

Wirklich einzigartig war der Ball am 23. Juli 1715 in Genua, denn dieser fand auf dem Meer statt. In dreiwöchiger Arbeit hatte man vor dem Hafen einen schwimmenden Ballsaal errichtet. Hierzu wurden acht Schiffe miteinander vertäut, über deren Decks sich der Tanzboden erstreckte. Dieser war als zehneckiger Saal mit vier Eingängen und hohen Fenstern gestaltet. An zwei Seiten befanden sich wasserspeiende Tritone und auf der Kuppel des Saales stand eine Neptunstatue. Im Inneren waren die Wände mit weiß-grüner Seide verkleidet und die Eingänge mit roten Damastvorhängen versehen. Der Saal wurde von fünfzehn großen Kristall-Lüstern und unzähligen Wandlichtern erhellt. Oben gab es einen Balkon für die Musiker

und einen für die Zuschauer. Unten befanden sich außer dem Ballsaal vier Räume, in die man sich zurückziehen konnte und wo Getränke und Sorbets angerichtet wurden. Die über 300 Gäste wurden mit Gondeln zum schwimmenden Ballsaal gebracht. Mit Karl Albrechts Ankunft begann der Ball, der zunächst drei Stunden dauerte. Um elf Uhr abends wurden der Kurprinz und etwa 20 Damen und Kavaliere mit Gondeln zu einer nahen Galeere gebracht, wo man das Abendessen einnahm. Anschließend ging es wieder zurück und man tanzte bis vier Uhr morgens.

Wie bereits angedeutet gab es unter all den privaten Bällen eine Ausnahme, und zwar den Ball in Venedigs Teatro San Grisostomo, von dem gerade die Rede war. Schon im Gründungsjahr des Opernhauses 1678 etablierte sich der Brauch, im Anschluss an die letzte Opernaufführung der Karnevalssaison diesen Ball zu veranstalten, dem jährlich Zeitungen und Reiseberichte ihre Aufmerksamkeit schenkten, ähnlich wie heute dem Wiener Opernball. Das Besondere und Einzigartige an diesen Faschingsdienstagbällen in San Chrysostomo war, dass sie öffentlich und somit jedem zugänglich waren. Man bezahlte Eintritt, der Preis für die Logen stieg –

vielleicht wegen der Anwesenheit des Kurprinzen – auf sechzehn Unghari.

Dass ein Ball öffentlich war, war zu dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit, denn Bälle waren ausschließlich dem

Dass ein Ball öffentlich war, war zu dieser Zeit keine Selbstverständlichkeit, denn Bälle waren ausschließlich dem Adel vorbehalten.

Adel vorbehalten. Aber gerade zu der Zeit, in der Karl Albrecht in Italien weilte, begann in dieser Hinsicht ein Umbruch. Im Herbst 1715 eröffneten an der Pariser Oper die „bals publics“, öffentliche Bälle, die im Gegensatz zu dem Ball in Grisostomo ganzjährig stattfanden. Und auch in München gab es erst seit Januar 1716 öffentliche Maskenbälle, wenn auch nur in der Karnevalszeit. Von diesen berichtet Max Emanuel seinem Sohn nach Chievo, während dieser dort auf das Ende der Quarantäne wartete und dem venezianischen Karneval

entgegenfeberte. Aus dem Brief des Vaters erfährt man, dass die Münchner Maskenbälle zweimal die Woche im Saal des Alten Rathauses stattfanden und dass der Eintritt einen Florin betrug. Karl Albrechts Brüder, seine Schwester und die Hofdamen waren regelmäßig vor Ort.

Zum Stichwort Maske soll hier ergänzt werden, dass das Maskentragen in Venedig nicht auf die Zeit des Karnevals beschränkt war; es gab nur wenige Zeiträume im Jahr, wo die Maske nicht getragen wurde. Die Maske als Anonymisierungsmittel war normaler Bestandteil der adligen Kleidungskultur Venedigs. In den Tagebüchern ist darüber hinaus von zwei Bällen andernorts die Rede, wo die Besucher ebenfalls in Maske erschienen, und zwar in Neapel am 8. Mai und bei dem schon erwähnten Ball in der Arena von Verona am 12. August, bei dem „Masken nach Sitten des Landes“ getragen wurden.

III.

Wie lief nun ein Ball damals ab? Der ganze höfische Alltag war vom Zeremoniell geprägt; sich zwanglos zu verhalten war geradezu unmöglich. Das traf auch auf das Tanzen zu. Ein paar kurze Ballszenen aus den Diarien werden im Folgenden skizziert: Bei einem Ball in Verona am 29. Januar 1716 saßen an

Auf den Bällen waren viele Gäste anwesend, von denen aber nur wenige tanzten und die meisten stattdessen zusahen.

der Längsseite des Ballsaals die Damen in drei bis vier Reihen. Vor ihnen standen die Kavaliere, die sich aber hinknieten, wenn der Kurprinz tanzte, damit die Damen besser sehen konnten. In Venedig tanzte man am 20. Februar im Parterre des Opernhauses. Alle Logen waren mit unzähligen Zuschauern besetzt, die dem Prinzen beim Tanzen zusahen. In Bologna waren am 22. März 300 Damen und Kavaliere beim Ball anwesend, um die Großprinzessin und den Kurprinzen zu sehen.

Auffällig an diesen Schilderungen ist, dass auf den Bällen mehr zugeschaut als getanzt wurde. Auch auf einer Abbildung eines Balles in der Casa Fibbia 21 Jahre später sieht man Karl Albrecht mit seiner Gattin alleine vor Publikum tanzen. Genau diesen Ballabend schildert Karl Albrecht in seinem Tagebuch von 1737: Der Zeremonienmeister bat ihn, den Ball zu eröffnen, woraufhin er mit seiner Gattin tanzte. Danach übergab der Zeremonienmeister Maria Amalia einem polnischen Prinzen für den nächsten Tanz. Und so ging es abwechselnd mit den Kavaliern und Damen weiter, die vom Zeremonienmeister dazu bestimmt wurden, zu tanzen. Bei einem Ball im Palazzo Borghese 1716 sollte Karl Albrecht als ranghöchster Anwesender den Tanz mit der Frau des Gastgebers eröffnen. Sie entschuldigte sich aber damit, nicht tanzen zu können und bat die Prinzessin aus dem Hause Giustiniani ihren Platz einzunehmen.

Aus diesen Schilderungen ergibt sich folgendes Bild: Auf den Bällen waren viele Gäste anwesend, von denen aber nur wenige tanzten und die meisten stattdessen zusahen. Man eröffnete den Ball mit Tänzen für ein Paar, und die Tänzer tanzten dem Rang nach. Außerdem wurden die wenigen Tänzer im Vorfeld durch den Zeremonienmeister festgelegt. Ein adliger Ball unterlag also einem strengen Zeremoniell, was durch

Rohrs „Einleitung zur Ceremonial Wissenschaft der großen Herren“ von 1733 und anderen zeitgenössischen Quellen bestätigt wird. Was in den Reisediarien geschildert wird, ist die typische Struktur eines „bal paré“, eines höfischen Balles, wie er unter Ludwig XIV. eingeführt wurde und noch bis ins Rokoko üblich war. Als Max Emanuel 1687 in Venedig war, bestand der Tanz auf dortigen Bällen hingegen aus einer Art paarweisen Promenade von Raum zu Raum, bei der man Konversation betrieb. Dies wurde von französischen und englischen Reisenden dieser Zeit als sehr niveaulos und befremdlich empfunden, da man von zu Hause anspruchsvollere Tänze gewohnt war. Aber wie man den Tagebüchern Karl Albrechts entnehmen kann, hatte man inzwischen auch in Italien die französische Tanzkultur übernommen.

Graf Preysing, der den Kurprinzen und seinen jüngeren Bruder Ferdinand Maria 1722 nach Italien begleitete, erwähnte in seinen damaligen Schreibkalendern, dass die beiden Prinzen auf den Bällen Menuette tanzten. Wie eingangs erwähnt, waren die Tänze der damaligen Zeit, vor allem die Solo- und Paartänze, technisch sehr anspruchsvoll. Um gut Menuett tanzen zu können, brauchte es mehr als ein Jahr Unterricht, und das bei fast täglicher Unterweisung. Wer dann auf der Tanzfläche unter den Augen der kritischen Zuschauer beim Paartanz versagte, hatte in den Augen des Adels auch gesellschaftlich versagt, wie zeitgenössische Schilderungen bestätigen. Friedrich August, Kurprinz von Sachsen, der zeitgleich mit Karl Albrecht in Venedig weilte, versagte nicht auf dem Parkett wie man in einem Brief Karl Albrechts an seinen Vater lesen kann: Friedrich August „liebt das Tanzen, und es gelingt ihm sehr gut, trotz seiner Figur, die nicht sehr vorteilhaft ist.“

Nach den eingangs getanzten Menuetten, die sich ein bis zwei Stunden hinzogen, da immer nur ein Paar tanzte, wurden auf den höfischen Bällen Kontratänze getanzt. Man unterscheidet zwischen den Kontratänzen englischer Art, „Contredanse anglaise“, bei denen man sich paarweise in einer Reihe gegenüberstand, und den Kontratänzen französischer Art, „Contredanse française“, bei denen zwei oder vier Paare in einem Karree Aufstellung nahmen. Diese Form des Gesellschaftstanzes hatte den Vorteil, dass mehrere Personen gemeinsam tanzen konnten und dass die Tänze einfacher waren. Trotzdem wurde auch hier das Zeremoniell beachtet, denn die Paare waren hierarchisch dem Rang nach aufgestellt. Bei der Vorführung der Akademie-Schüler in Neapel hatten diese einen Tanz einstudiert, „in dem sich einer mit dem anderen in Form einer Raute überkreuzte, und man so künstlerisch das Wappen des bayerischen Hauses repräsentierte.“ Die Beschreibung lässt vermuten, dass es sich hierbei um einen Kontratanz handelte.

Das strenge Zeremoniell, das auf den großen Bällen herrschte, gab es vermutlich nicht auf den kleinen Hausbällen, und wenn, dann in abgeschwächter Form. Bei dem oben erwähnten Ball mit acht Teilnehmern bei der Herzogsfamilie in Modena fand schon das vorangehende Abendessen formal zwangloser statt, denn man saß an der Tafel nicht dem Rang entsprechend, sondern „pesle mesle“, also durcheinander. Und das Diarium sagt außerdem, dass der Ball mit einem englischen Tanz, also einem „Contredanse anglaise“, begann. Dies wurde vom Schreiber sicher aus dem Grund erwähnt, da es von der üblichen Norm abwich, den Ball mit Menuett-Tänzen zu beginnen.



Dr. Jörg Zedler, Historiker am Lehrstuhl für Landesgeschichte in Regensburg (re. im Gespräch mit Referenten der Tagung), ist der Geschäftsführer der Karl Graf Sprei Stiftung.

IV.

Das steife Zeremoniell konnte also durchaus auch durchbrochen werden. Im Tanz galt dies besonders bei Maskenbällen, da durch die Anonymisierung die Ranghierarchie zumindest zum Teil aufgehoben wurde. Die Ranghierarchien wurden auch auf zwei speziellen Formen höfischer Verkleidungsdivertissements aufgehoben beziehungsweise verdreht, und auch hierbei war Tanz ein wesentlicher Bestandteil. Das erste war das „Spiel vom Königreich“, das eigentlich zu Beginn des 18. Jahrhunderts schon veraltet war, sich aber am Mainzer und Münchner Hof weiterhin großer Beliebtheit erfreute. Es wurde traditionell am Dreikönigstag gespielt. Am Tag zuvor wurde per Los unter den Teilnehmern der König bestimmt und die anderen waren dessen Hofstaat. Das Spiel begann mit einer Prozession durch den Palast, setzte sich mit einer festlichen Tafel fort und wurde durch einen Ball beendet. Man hielt sich an das strenge Zeremoniell mit seinen Rangunterschieden, aber der Reiz lag daran, dass man die Rollen vertauscht hatte.

Die Rollen der Gäste (bei einer ländlichen Wirtschaft zum Beispiel Bauern und Schäfer) und die Zusammenstellung zu Paaren wurden ausgelost, wie man aus den Diarien erfährt.

Auch Karl Albrecht spielte dieses Spiel mit seinem Gefolge am Dreikönigstag, während er in Chievo die vierzigstägige Quarantäne einhielt. Vermutlich fand es aber in Kurzform ohne den Tanz statt, denn dazu fehlten die Damen. Das zweite Verkleidungsdivertissement, was sehr beliebt war, war die sogenannte Wirtschaft. Der Prinz nahm an einer solchen am Innsbrucker Hof teil. Hier spielte man ein Wirtshaus nach, bei dem das Herrscherpaar, in diesem Fall Karl Philipp von der Pfalz und seine Gattin, als Wirtsleute die Gäste empfing. Daneben gab es Höflinge in den Rollen etwa des Kochs oder

der Küchenmagd. Die Rollen der Gäste (bei einer ländlichen Wirtschaft zum Beispiel Bauern oder Schäfer) und die Zusammenstellung zu Paaren wurden ausgelost, wie man aus den Diarien erfährt. Es wurde eine rustikale Tafel gehalten und danach gab es Tänze zu Bauernmusik, in Innsbruck dauerte der Tanz bis fünf Uhr morgens. Üblicherweise wurden Wirtschaften zum Abschluss des Karnevals gehalten. In seltenen Fällen, und so auch hier beim Kurprinzen, diente die Wirtschaft anlässlich eines hohen Besuches zur Ehrung des Gastes. Der Vorteil lag darin, dass man eine entspannte Kommunikationssituation hatte, bei der die höfische Rangordnung weitgehend außer Kraft gesetzt wurde.

Nach seiner Rückkehr nach München hatte Karl Albrecht ein Andenken an seine Reise in Gedichtform erhalten. In dem „Wett-Streit der vornembsten stätt in Italien“ wurden die Höhepunkte der Reise zusammengefasst. Auch die großartigen Bälle in Venedig, Verona und Genua fehlten hier nicht. Aber nicht nur in poetischer Form erhielt Karl Albrecht ein Andenken an seine erste Italienreise, sondern auch in einer Form, die auf den tanzbegeisterten Prinzen perfekt zugeschnitten war. Zum Neujahrstag 1717 schenkte ihm der Hofchoreograph, Tanzmeister und Kammerdiener des Kurprinzen, Pierre Dubreil, einen aufwendig gestalteten Band mit fünfzehn Tänzen für die Divertissements und Bälle am Münchner Hof. Darunter sind vier Tänze, die einen Bezug zu Städten haben, die der Prinz bereist hatte. Im Vorwort der Tanzsammlung schreibt Dubreil: „Seine Reise nach Italien hat mehreren dieser Contredanses den Namen der bekannten Städte gegeben, in denen alle Leute in Eurer Durchlaucht all die Vollkommenheit Eures erlauchten Vaters wiedererkannt und bewundert haben: sowohl die vollkommene Kenntnis all der schönen Künste als auch das zuvorkommende, großzügige Benehmen und generell alle Tugenden, die einen großen Prinzen ausmachen.“ Beim Tanzen von La Venitienne, La Milanoise, La Florentine und La Bolognoise konnte sich Karl Albrecht an die großartigen Tanzabende in diesen Städten zurück erinnern. □

Karl Albrechts Diarien oder: Was ist ein Reisetagebuch?

Jörn Steigerwald

I. Das Gattungsproblem

Beim Reisetagebuch handelt es sich bekanntlich um keine klar definierte Gattung, wie auch das fürstliche beziehungsweise höfische Reisetagebuch mehr oder weniger außerhalb des Blicks jener Disziplin liegt, der ich selbst angehöre, nämlich der Philologie, aber auch außerhalb der historischen Forschung. Dementsprechend kann man durchaus von einem Forschungsdesiderat sprechen, doch ist dieses Desiderat mit einigen Schwierigkeiten in der konzeptionellen Annäherung verbunden, die zugleich erklären, warum diese bis dato meist außerhalb des Blicks standen. Um das zugrunde liegende genuin philologische Problem des fürstlichen Reisetagebuchs präziser zu benennen, möchte ich kurz anhand von zwei Beispielen verdeutlichen, womit sich Literaturwissenschaftler beschäftigen, wenn sie Reisetagebücher des 18. Jahrhunderts analysieren.

Das in Europa wohl bekannteste und wirkmächtigste Modell ist Laurence Sternes 1768 publizierter Roman „A Sentimental Journey through France and Italy by Mr. Yorick“, in dem der fiktive Reisende Yorick spontan eine Reise in England antritt, die ihn bis nach Italien führen soll, die ihn jedoch nie über Paris hinaus führen wird. Hinzu kommt, dass der Leser wenig bis gar nichts über die Sehenswürdigkeiten der besuchten Städte erfährt, von der sozialen oder gar politischen Ordnung einmal ganz abgesehen, dafür umso mehr, ganz dem titelgebenden Adjektiv „sentimental“ folgend, über die Gefühlswelt des Protagonisten bei und während zahlreicher alltäglicher Erlebnisse. Dementsprechend gehört diese Form des Reisetagebuchs der empfindsamen Schriftkultur an und bildet zusammen mit dem Briefroman wohl die beiden fiktionsgebundenen Paradigmen dieser europaweit vorherrschenden Gefühlskultur, doch steht es damit zugleich im Gegensatz zum uns interessierenden, fürstlichen Reisetagebuch.

Eine ganz andere, aber keineswegs weniger problematische Gemengelage wird erkennbar, wenn man die Reisetagebücher der männlichen Mitglieder jener Familie betrachtet, deren damals aktuelles Oberhaupt der mittlerweile zum Kaiser Karl VII. gekrönte Kurprinz Karl Albrecht 1742 in Frankfurt zum „Wirklichen kaiserlichen Geheimrat“ ernannte, nämlich die über drei Generationen verfassten Reisetagebücher der Familie Goethe. Bereits Johann Caspar Goethes in den Jahren 1740/41 verfasstes Reisetagebuch *Viaggio per l'Italia* markiert den Paradigmenwechsel, insofern der eingangs geschilderte Besuch des Reichtages in Wien zwar eine politische Dimension in den Text einführt, dieser jedoch vorzugsweise den Hintergrund bildet für die kulturpolitische Dimension der Reise, die auf die Ausbildung, wenn nicht die Bildung – im modernen Sinne – des Reisenden abzielt, der auf seiner Reise und vor allem in seinem Tagebuch sich selbst als aufgeklärtes, weltgewandtes Subjekt gestaltet, sodass man von einem „Self-Fashioning“ sprechen kann, mithin von Selbstgestaltung, wenn nicht gar Selbstmodellierung, die in und durch die Vertextung hervor gebracht wird. Diese Modellierung der



Prof. Dr. Jörn Steigerwald, Professor für Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft, Universität Paderborn

Kulturreise als Bildungsreise eines Subjekts lässt sich in nochmals deutlich höherem Maße von Johann Wolfgang Goethes *Tagebuch der italienischen Reise* sowie der später publizierten *Italienischen Reise* festhalten und bildet dann noch die Folie von August von Goethes *italienischem Reisetagebuch*. In allen diesen Fällen gilt, wie auch für die Reisetagebücher von Johann Gottfried Herder, Karl Philipp Moritz und vielen anderen, dass das Reisetagebuch weniger eine eigene Gattung und mehr ein Genre bildet, das an der Grenze von Autobiographie und Kunstliteratur steht, innerhalb dessen die beschriebenen Kunsterlebnisse das Fundament für die Bildung des schreibenden Subjekts bilden.

Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Diarien Karl Albrechts, dann erkennt man vorzugsweise Differenzen zum bisher Beschriebenen, was noch augenfälliger hervortritt, wenn man sich bewusst macht, dass wir vier Diarien vor uns haben, von denen zudem drei nicht von Karl Albrecht geschrieben wurden und eines nur teilweise. Folgt man der Einteilung der Herausgeber, Anna und Jörg Zedler, dann wurde das Tagebuch A im Auftrag des Kurfürsten geschrieben, um genauestens Handeln und Wandeln des Kurprinzen aufzuzeichnen. Die Diarien B und C wurden von Reisebegleitern des Kurprinzen geschrieben, während nur das Reisetagebuch D zunächst für den Prinzen und dann auch von ihm geschrieben wurde, sodass es einen vergleichsweise privaten Charakter hat, was noch dadurch unterstützt wird, dass es sich auch späterhin, edel gebunden, im Bestand der kurprinzlichen Bibliothek befand.

Damit wird indes gegen eine grundsätzliche Übereinkunft der literaturwissenschaftlichen Tagebuchforschung verstoßen, die von einer Identität von schreibendem und beschriebenem Subjekt ausgeht, was hier folglich gerade nicht angesetzt werden kann. Man könnte sich dementsprechend behelfen, indem man das fürstliche Reisetagebuch den so genannten Ego-Dokumenten

zuordnet und dabei einen sehr weiten Begriff von Ego anlegt, doch würde man damit die genannten Probleme keineswegs lösen, sondern nur weiter verschieben.

Eine ganz andere Möglichkeit der Beantwortung der Frage, was ein fürstliches Reisetagebuch ist, besteht darin, es der Kategorie der Festbeschreibungen zuzuordnen, was im vorliegenden Rahmen sowohl mit den exorbitanten Kosten der Reise, die für die zahlreichen Feste, an denen Karl Albrecht teilnahm und die für ihn ausgerichtet wurden, als auch mit den in den Diarien vorliegenden Festbeschreibungen selbst begründet werden könnte. Allerdings ist es so, dass das Genre der Festbeschreibung zum einen auf Publizität abzielt, sodass die Publikation der Festbeschreibung – zum Teil bereits vor dem eigentlichen Fest – zentraler Bestandteil dieses Genres ist, was wiederum bei keinem der vier Diarien der Fall ist. Hinzu kommt, dass bei einem Vergleich der vier Diarien leicht ersichtlich ist, dass keineswegs alle vier dominant auf die Festbeschreibungen abheben, sondern nur zwei und auch diese nicht überwiegend, sondern als einen Bestandteil unter mehreren.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich einige Folgerungen, die mich zum Anfang meiner Überlegungen zurückführen: Erstens lässt sich festhalten, dass es keine Gattung des Reisetagebuchs gibt, sondern bestenfalls das Subgenre des Reisetagebuchs, dass dem Genre der Reisebeschreibung zugeordnet wird, wobei Karl Albrechts Diarien weder dem Subgenre noch dem Genre zugeordnet werden können. Zweitens und wichtiger markiert das fürstliche Reisetagebuch eine Forschungslücke, die an der Grenze von Literatur- und Geschichtswissenschaft verortet ist, aber von beiden Disziplinen – zumindest meines Wissens nach – bisher nicht eigens behandelt wurde.

Die Gattung des Reisetagebuchs zu charakterisieren, scheint daher zwar geboten, zugleich aber eigentlich auch unmöglich. Ich möchte trotzdem versuchen, mich dem fürstlichen Reisetagebuch anzunähern, wobei ich auf zwei Vorüberlegungen aufbaue. Zum einen ist diese Form des Reisetagebuchs weder fiktional, wie Sternes „Sentimental Journey“, noch autobiographisch oder autofiktional, wie Johann Wolfgang Goethes *Italienische Reise*, doch handelt es sich bei diesem um einen Text, der durch und durch rhetorisch verfasst ist. Diese Rhetorisierung des Tagebuchs ist darüber hinaus in ein Kommunikationsmodell integriert, das weniger auf das schreibende Subjekt und deutlich mehr auf das lesende Subjekt ausgerichtet ist, wobei zu den Lesern sowohl diejenigen zu zählen sind, denen anhand des Reisetagebuchs Rechenschaft abgelegt wird über die Handlungen und vor allem über die Interaktionen, sprich, über die fortgesetzten und neu begründeten Beziehungen als auch diejenigen, die später diesen Text als Erinnerungsmoment lesen, das Zeugnis gibt über die Ehre und die Anerkennung, die dem Hause Wittelsbach anhand eines seiner Repräsentanten widerfahren ist.

Zum anderen unterstreichen die zum Teil höchst unterschiedlichen Beschreibungen der Reise, die in den vier Diarien vorliegen, dass von einem Reisetagebuch nur im Sinne eines Kollektivsingulars gesprochen werden kann, da verschiedene Formen problemlos nebeneinander stehen können, da der Modus der Beschreibung dem jeweiligen Telos entspricht oder schlichter formuliert: Mittel und Zweck der Reisetagebücher passen zusammen. Auch wenn sich gerade deswegen die Frage stellt, was Mittel und was Zweck sind.

Im Sinne meiner Annäherung an die Frage, was ein fürstliches Reisetagebuch ist, möchte ich keine starke These diskutieren, sondern mich den Diarien nähern, indem ich ausgehend von einer relativ schlichten Arbeitshypothese, zwei von ihnen, nämlich die Diarien A und D, gemäß ihrer rhetorischen Prägung bezüglich *inventio*, *dispositio*, *elocutio*, *memoria* und *actio* untersuche, um abschließend nach dem Verhältnis von *aptum* und *decorum* zu fragen, das heißt, die Frage nach der Angemessenheit von Redegehalt und Redeweise.

Meine Arbeitshypothese besteht darin, dass ich das Diarium A als ein Interdependenznarrativ im Sinne von Norbert Elias verstehe, das Diarium D hingegen als Fabrikationsnarrativ im Sinne von Peter Burke. Beide narrative Formen schließen einander keineswegs aus, vielmehr bedingen sie einander, doch lassen sie sich meines Erachtens aufgrund der in ihnen sichtbar werdenden Dominanzen, systematisch unterscheiden. Ich werde mich hierfür auf jene Teile des Reisetagebuchs konzentrieren, die vom Beginn der Reise in München bis zum Abschluss des Venedigaufenthaltes reichen, abgesehen von einer, aber durchaus bemerkenswerten Ausnahme, nämlich dem Papstbesuch in Rom.

Das führt mich zu meinem ersten Punkt, der wie auch die folgenden eher thetisch und dementsprechend knapp gehalten ist, um den vorgegebenen Rahmen nicht zu sprengen:

II. Die *inventio* der Reisetagebücher

Unter *inventio* versteht man in der Rhetorik die Findung, bis zu einem gewissen Grad auch die Erfindung des Redegegenstandes. Exakt hier wird die zuvor genannte Unterscheidung zwischen einem Interdependenz- und einem Fabrikationsnarrativ sichtbar, insofern ersteres stärker auf die Findung des Redegegenstandes abzielt, letzteres stärker auf dessen Erfindung abhebt.

Unter einem Interdependenznarrativ verstehe ich dabei eine Schreibweise, die das Abhängigkeitsverhältnis aller Mitglieder eines Hofes überträgt auf eine europäische Ebene der Abhängigkeit, oder vorsichtiger: des Miteinanders das alle Höfe und deren Repräsentanten betrifft. Dieses Miteinander kann natürlich auch ein Gegeneinander einschließen, wie es auch stets vor dem Hintergrund von möglichen oder realen Konkurrenzen und Allianzen gedacht werden muss. Um das am Beispiel zu konkretisieren: Fast zeitgleich zum Kurprinzen Karl Albrecht weilte der sächsische Kurprinz in Venedig, wodurch nicht nur zwei ausländische Fürsten am selben Ort, nämlich Venedig, weilten, sondern sich auch bemüßigt sehen, den Usancen entsprechend einander zu empfangen und zugleich zu beobachten, wie sie sich gegenseitig behandeln und vor allem, wie sie jeweils von der *Serenissima* empfangen, beachtet und natürlich auch gewürdigt werden. Dementsprechend zielt das Interdependenznarrativ darauf ab, die Position des Kurfürsten im System der europäischen Höfe wahlweise zu beschreiben oder über dessen Handlungen und den ihm entgegen gebrachten Würdigungen herauszuarbeiten.

Der Repräsentationslogik der höfischen Gesellschaft folgend ist Karl Albrecht, insbesondere aufgrund seines Inkognitos, als Mitglied der höfischen Gesellschaft zu verstehen und nicht über dieser stehend, auch wenn er eine hervorragende Position in dieser einnimmt: Auch wenn – oder gerade weil – das Reisetagebuch dazu dient, die genaue Position im Laufe der Reise erst zu bestimmen, was letztlich heißt, sie allererst zu erschreiben, da keineswegs



© Bayerisches Nationalmuseum München / Foto D68382 Bastian Krack

Das Portrait Karl Albrechts mit dem Motto der Reise: „Nunc viator, demum victor“ (Nun ein Reisender, schließlich der Sieger). Es ist das Vorsatzblatt zu einem der vier überlieferten Reisetagebücher des Prinzen.

immer klar ist, ob die Beschreibungen selbst als faktentreu angesehen werden können, wie auch nicht eindeutig zu klären ist, wie Selbst- und Fremdwahrnehmung zusammenkommen.

Exemplarisch lässt sich das Interdependenznarrativ bereits im Tagebucheintrag 3A in aller Deutlichkeit nachweisen. In Salzburg angekommen wird Karl Albrecht vom Fürsterzbischof Franz Anton Fürst von Harrach zu einem Empfang mit Tafel und Ball in die Residenz geladen, was wie folgt beschrieben wird:

„Auf erkundigung bey dem Durchlaucht, ob an der taffel für sich und dero herren brüder lehnsessel und anderen distinctions-zeichen in zwischen sitzung der damen verlanget würden? Der Chur Prinz aber begehrt zwischen den frauenzimmer auf gleichen sesseln zusetzen, ist alles in deß Chur Printzen willen gestellt worden (...) Hierauf haben Ihre Durchlaucht der Chur-Prinz mit dero herrn gebüder Durchlauchten zu dem herrn Ertzbischof in sein appartement sich verfüget, der ihne durch 2 ante cammern biß in mitt des vorsaalß entgegen gegangen, hernach allerseits zu dem auß der statt bey hof sich befindenden frauenzimmern und folgendts zu tafeln, welche in disem form und auf solche arth besetzt ware.“

Ich möchte nur drei Punkte hervorheben, die für das Interdependenznarrativ entscheiden sind. Erstens die Frage nach den Distinktionszeichen, die zum einen als real sichtbare Zeichen zu verstehen sind, da sie die Beschaffenheit der Sessel betreffen, wie etwa die Höhe, der Schmuck, die Verzierung. Zum anderen handelt es sich bei ihnen um Distinktionszeichen im Bourdieuschen Sinne, mithin um Zeichen, die genauso Auskunft geben über den Habitus wie über die Positionierung im sozialen Raum der höfischen Gesellschaft anhand des sozialen, kulturellen und vor allem symbolischen Kapitals.

Zweitens das Entgegenkommen – im doppelten Sinn des Wortes – des Erzbischofs, da hierdurch sowohl eine räumliche Bewegung als auch und wichtiger die Anerkennung und Wertschätzung des Gastes zum Ausdruck gebracht wird. Insbesondere den Venedigaufenthalt durchzieht eine Vielzahl von Beschreibungen von Treppenszenen bei Besuchen, innerhalb derer genauestens darüber Rechenschaft abgelegt wird, auf welcher Höhe der Treppe sich wer genau befindet, da hierdurch das symbolische Kapital der Beteiligten vor Augen gestellt wird.

Drittens, die angehängte Skizze der Tischordnung, die analog zum Entge-

kommen des Erzbischofs die Hierarchie der anwesenden Personen innerhalb des Interdependenzsystem visualisiert, insofern randständige Positionen bei Tisch genauso vielsagend sind wie zentrale Positionen, wie auch die harte Unterscheidung zwischen Namen tragenden Positionen und namenlosen, da nur dem Status entsprechende Positionen auffällig sind.

Das Fabrikationsnarrativ des Reisetagebuchs D baut ebenfalls darauf auf, dass Karl Albrecht ein hochstehendes Mitglied der höfischen Gesellschaft ist, doch konzentriert es sich stärker auf die Frage, was für ein Image Karl Albrecht als Kurprinz hat und – wichtiger – für die Zukunft erhalten will. Diese Frage ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der mittelbar vorausliegenden familiären Verhältnisse von Bedeutung, sie ist auch deshalb von besonderer Relevanz, weil Karl Albrecht kurz vor dem Reiseantritt volljährig und damit regierungsfähig geworden war. Das Ziel der Fabrikation ist meines Erachtens, soweit es sich aus den Reisetagebüchern herausarbeiten lässt, das Modell eines dezidiert christlichen beziehungsweise katholischen Fürsten zu produzieren, der, ganz im Sinne der von ihm wiederholt besuchten Jesuiten, Kunstverstand, wissenschaftliche Kenntnis, insbesondere

der Militärtechnik, und praktizierten Glauben so zusammenführt, dass er als mildtätiger Streiter für den Glauben vor Augen tritt, der stets karitativ gegenüber den Glaubensbrüdern agiert, aber eben auch den Glauben gegen dessen Feinde zu verteidigen weiß.

Ich möchte dies nur an zwei Punkten festmachen: Erstens ist die Wahl des Reiselandes von Bedeutung, da Karl

In Salzburg angekommen wird Karl Albrecht vom Fürsterzbischof Franz Anton Fürst von Harrach zu einem Empfang mit Tafel und Ball in die Residenz geladen.

Albrecht weder nach Frankreich beziehungsweise Paris oder nach Wien, mithin ins Habsburger Reich reist, sondern nach Italien, mit Rom und Papstbesuch zum Ziel. Zweitens sind die zahlreichen Gottesdienstbesuche zu nennen sowie, damit einhergehend, der Besuch von Konzerten, die von Klosterschülerinnen aufgeführt werden. Gerade der Aufenthalt in Venedig ist hierfür prototypisch,



Pausengespräche im Park der Akademie gehörten dazu.

wobei es regelrecht zu einer Steigerung der Konzertbesuche kommt, die in der Aufführung im Ospedale della Pietà, die in 87 D beschrieben wird, kulminiert: „Il y fut regalé d'une belle musique. L'orquestre de ces filles excellent sur tous les autres de Venise, le nombre des vertueuses y est aussy plus grand qu'en tout autre endroit. (...) Elle n'est pas si bien pourvue de fondation que les autres hopitaux de Venise, cause pour laquelle Son Altesse y envoyat une aûmone un peu plus abondante que dans les autres endroits ou il avoit deja eté.“

Hier zeigt sich prägnant die Mildtätigkeit des genauso kunstsinnigen wie gläubigen und dementsprechend karitativen Fürsten, als der Karl Albrecht gesehen werden will und der von seiner Entourage mit dem Reisetagebuch D auch fabriziert wird.

III. Die *dispositio* der Reisetagebücher

Unter der *dispositio* der Rede versteht man allgemein die Auswahl und damit verbunden die Anordnung der Argumente einer Rede, sodass man vor der Hand sagen könnte, dass diese durch die Reise selbst vorgegeben und dementsprechend vernachlässigbar seien. Dies mag für die Wahl der besuchten Stationen der Reise gelten, da die Tagebücher nur sehr wenig über diese Auswahl verlauten lassen, nicht jedoch über die Beschreibungen der Ereignisse, die an diesen Orten geschehen. Denn exakt hier werden die beiden eingangs genannten Narrative in ihrer jeweiligen Spezifität besonders augenfällig. Ich möchte dies nur an einigen ausgewählten Beispielen deutlich machen:

Im Tagebuch A wird nicht nur das Augenmerk darauf gelegt, welche Anerkennung und Wertschätzung Karl Albrecht von Seiten anderer Fürsten und Edelleute erfährt, sondern auch mögliche Problemfelder behandelt, die aus einer zu großen Freizügigkeit resultieren können. Hierbei ist zu beachten, dass in der höfischen Gesellschaft Finanz- und Statusökonomie in einem problematischen Verhältnis zueinander stehen, insofern die Finanzökonomie auf Haushaltung ausgerichtet ist, die Statusökonomie indes auf Repräsentationskultur, um die eigene Position nach außen hin deutlich zu setzen. Besonders evident wird die daraus resultierende Interdependenzlogik, wenn man die Ridotto-

besuche, also die Besuche des Spielcasinos betrachtet. Im Tagebuch A wie im Tagebuch D werden diese im Abschnitt 59 erwähnt, zudem im Tagebuch A in den Abschnitten 61 und 66. Im Tagebuch D fehlt indes der Ridottobesuch vom 13. Februar 1716, während die Visite beim Kurprinzen von Sachsen den gesamten Raum einnimmt.

Ein ganz anderes Beispiel sind die Beziehungen Karl Albrechts zu den jeweils vor Ort lebenden Damen der höfischen Gesellschaft, da diese möglicher-

Man kann leicht argumentieren, dass Französisch damals die Sprache der höfischen Gesellschaft war, doch greift man damit wohl zu kurz.

weise als zukünftige Gattinnen für das Schmieden von Allianzen fungieren können, aber natürlich auch über den moralischen Lebenswandel des Kurfürsten Auskunft geben. Bemerkenswert hierfür ist der Abschied aus Venedig, insofern in Tagebuch A in Abschnitt 93 die Verabschiedung von Madama Labia eigens erwähnt wird, also jener Dame, die der Kurfürst während seines Aufenthaltes des Öfteren mit seiner Gesellschaft beehrte, während sie im selben Abschnitt des Tagebuchs D mit keinem Wort Erwähnung findet.

Die Auswahl- und Gestaltungsmechanismen des Fabrikationsnarrativ zeigen sich besonders in der Beschreibung des Papstbesuches, der in Abschnitt 199 wiedergegeben wird. Auch das Tagebuch A widmet sich diesem Besuch gleichsweise ausführlich, doch ist die Beschreibung des Tages zweigeteilt in den Papstbesuch, der rund 60 Prozent des Textes einnimmt, und derjenigen des Besuches beim Kardinal Albani, was die restlichen 40 Prozent einnimmt. Der entsprechende Eintrag im Tagebuch D ist nicht nur deutlich umfassender vom Text, sondern auch expliziter, was den Auftritt und damit verbunden das „Image“ des Kurfürsten betrifft. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die wiedergegebene Rede des Papstes: „Il poursuivit ensuite son discours en

exaltant les vertus de plusieurs princes de cette maison qui ont signalé leur zele pour la defense de la foy contre les infideles disant que les Papes ses predescesseurs les avoient toujours regardés comme les bras de defense de la religion catholique en Allemagne, et qu'ils ont eü de tous temps pour la Serenissime Maison Electorale, que quant a luy (voicy ses propres termes) Io per la propensione mia, posso dire, che non la hò solamente avuta in questo postò, mà eziando essendo cardinale, e che non solamente io, mà ancora tutta la mia casa, per testimonio di che si può allegare, che il moi nipote Carlo sia stato tenuto al battesimo dal Serenissimo Elettore.“

Beachtenswert ist hierbei zum einen die genealogische Dimension, die durch die explizite Nennung der Vorgänger aufgerufen wird, und zum anderen die prägnante Darstellung eben dieser Ahnen und damit auch des Kurfürsten als „bras de defense de la religion catholique en Allemagne“, das heißt als Verteidigungsarm des katholischen Glaubens in Deutschland: Deutlicher kann man das christlich-katholische Selbstverständnis des Kurfürsten wohl nicht auf den Punkt bringen, wobei ganz im Sinne der Zukunftsorientierung dieser Verteidigungsarm sowohl Deutschland als auch weitere europäische Staaten verteidigen wird oder zumindest verteidigen können sollte, wenn er zum Kaiser gekrönt werden würde.

IV. Die *elocutio* der Reisetagebücher

Versteht man unter *elocutio* im Allgemeinen die Gestaltung der Rede, so wird damit meist die Verwendung von Redeschmuck, insbesondere von rhetorischen Figuren bezeichnet. Mich interessiert indes vorzugsweise der Sprachgebrauch, das heißt die bemerkenswerte Konstellation, dass im Rahmen der Italienreise Karl Albrechts drei deutschsprachige Diarien und ein französischsprachiges Diarium verfasst werden. Hervorzuheben ist hierbei zum einen, dass keines der Diarien auf Italienisch verfasst wurde, was sie etwa von Johann Caspar Goethes *Viaggio per l'Italia* unterscheidet, zum anderen fällt das französische Diarium auf, was noch dadurch unterstützt wird, dass Karl Albrecht gegen Ende der Reise dieses selbstständig fortschreibt. Es stellt sich folglich die Frage, weshalb dieses Diarium auf Französisch verfasst wurde und darauf aufbauend, wie reale Sprachpraxis – die Kommunikation in Italien – und die Verschriftlichung der Ereignisse zueinander stehen.

Geht man nochmals zu dem Zitat zurück, fällt auf, dass die direkte Rede des Papstes auf Italienisch ist, wie auch das Gespräch zwischen Papst und Kurfürst in dieser Sprache abgehalten wurde, während der Bericht darüber auf Französisch ist. Noch deutlicher wird die Sprachkonkurrenz, wenn man die Berichte vor dem Venedigbesuch in den Blick nimmt, da zum Beispiel im Eintrag 40A vom 14. Januar 1716 explizit hervorgehoben wird, dass der Kurfürst das Gebot erlassen habe, dass bei Tisch die Konversation stets auf Italienisch zu halten sei und dass derjenige, der dagegen verstoße, eine kleine Strafe zu entrichten habe. Wenn dem aber so ist, dann ist umso mehr danach zu fragen, wieso das Diarium auf Französisch und eben nicht auf Italienisch geschrieben wurde. Man kann nun leicht argumentieren, dass Französisch damals die Sprache der höfischen Gesellschaft war, doch greift man damit wohl zu kurz. Denn bereits der erste Eintrag im Fabrikationsnarrativ unterstreicht die Bedeutung der französischen Literatur und Kultur für Karl Albrecht, der am 28. Dezember mit seinen adeligen Reisebegleitern Szenen aus verschiedenen Stücken

Corneilles, Molières und anderer in seinem Zimmer aufführt.

Geht man von diesem Interesse am Theater aus, verbindet es mit den zahlreichen Festbeschreibungen und Selbstdarstellungen des Kurfürsten, dann liegt die Vermutung nahe, dass sich der Kurprinz an jenem Modell fürstlichen Schreibens orientiert, das insbesondere von Louis XIV. und seinen Adlati mit seiner *Manière de montrer les jardins de Versailles* und weiteren Werken begründet wurde, insofern in beiden Fällen die Beschreibung der Ereignisse, Räume und Handlungen stets rückgebunden werden an den Fürsten, dessen Image durch diese Beschreibung allererst fabriziert wird. Dergleichen sprachliche Gestaltungsmittel können im Interdependenznarrativ hingegen hintangestellt werden, da sie keinen Wert für die Modellierung des Bildes haben, das Karl Albrecht gerne von sich haben möchte.

V. Die *actio* der Diarien

Bei der Frage nach der *actio*, also der eigentlichen Sprachhandlung in den Diarien, möchte ich nur einen Punkt hervorheben, der zugleich die Frage nach der Angemessenheit der Rede mit ein-

Die dominante Rhetorisierung der Reisetagebücher weist indes darauf hin, dass wir es mit Texten zu tun haben, die an der Grenze von Geschichts- und Literaturwissenschaft stehen.

schließt. Während des Aufenthaltes in der Quarantäne in Chievo kommt es dazu, dass der zu Besuch kommende Conte Gabriele Dionisi von einem in Quarantäne befindlichen Italiener versehentlich berührt wird, sodass er ebenfalls in Quarantäne gehen muss. Bemerkenswert ist hierbei der Nachtrag zum Eintrag 46C: „Mann hat zwar sagen wollen, das es eine anstüftung von einem amanten dess marquis frauen gewesen, damit der guette freindt ein wenig auf die seiten und der ander füeglicher zu der dann hat kommen und sein glück machen können.“

Dergleichen Kommentare verstoßen gegen die Angemessenheit der Rede, insofern der Redegegenstand nicht angemessen ist, nicht jedoch insofern die Rede unangemessen ist. Entsprechend finden sich dergleichen Kommentare auch weder im Interdependenznarrativ noch im Fabrikationsnarrativ, da dies ein Verstoß gegen die jeweils angestrebte Modellierung des Reisetagebuchs wäre.

Die Reisetagebücher Karl Albrechts verdeutlichen folglich, dass von einem klar definierten Gattungssystem genauso wenig gesprochen werden kann wie von einer kohärenten Modellierung des reisenden Fürsten, da mindestens zwei dominante Narrative auszumachen sind. Die dominante Rhetorisierung der Reisetagebücher weist indes darauf hin, dass wir es mit Texten zu tun haben, die nicht nur an der Grenze von Geschichts- und Literaturwissenschaft stehen, sondern auch und vor allem ein höfisches Subjekt modellieren, das weniger durch die gewählte narrative Form – Tagebuch oder Reisebericht – zur Darstellung kommt, sondern durch die Strukturen der höfischen Gesellschaft, die diesen Formen prägen. □